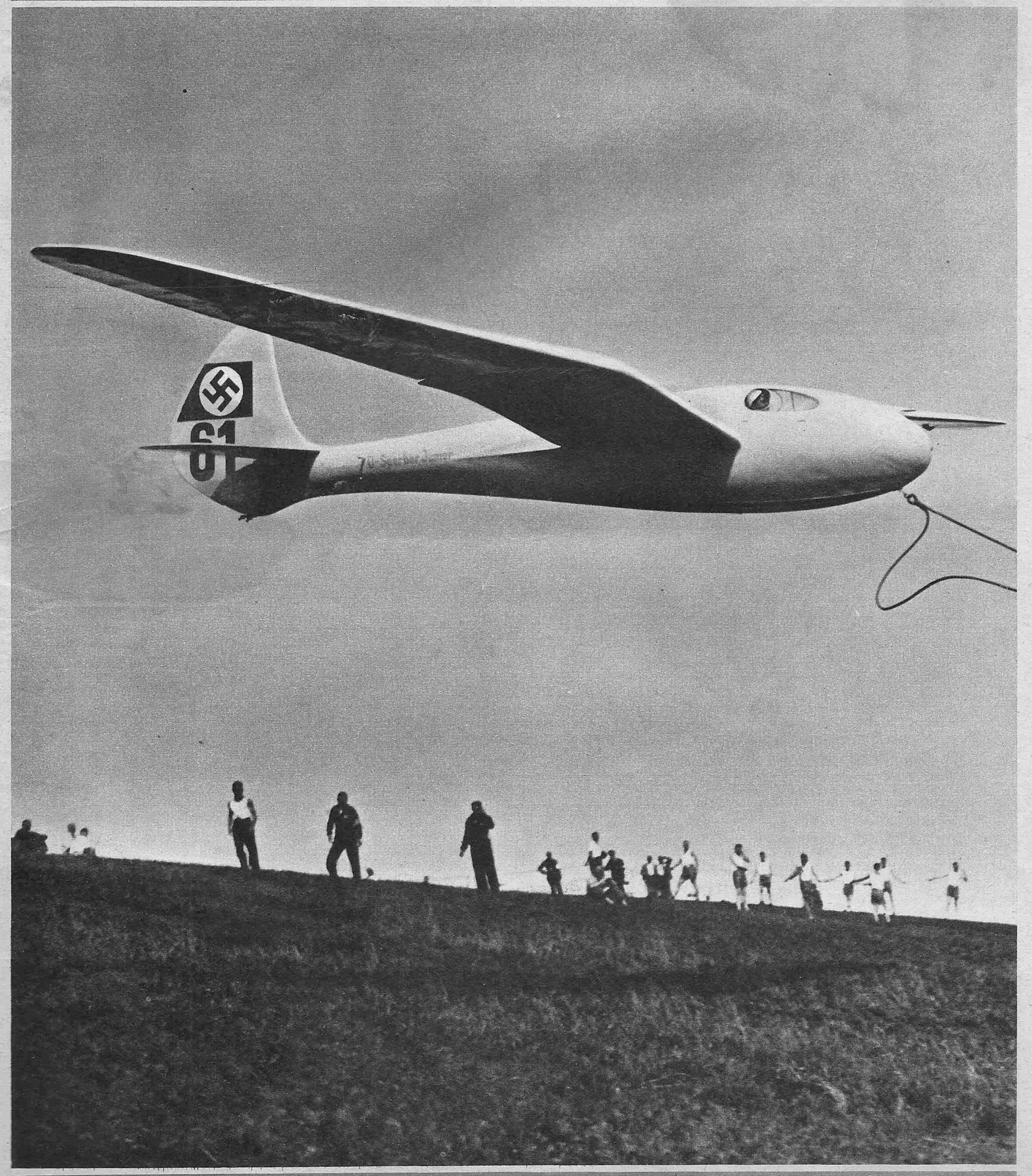
Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Der „Rhönsperber“ beim ersten Start

Aufnahme: Hoffmann

Oktober Nr. 1 / 1936



Die erste von Gutenberg gedruckte deutsche Bibel gehörte zu den großen Sehenswürdigkeiten der Deutschland-Ausstellung in Berlin, die während der Olympischen Spiele von vielen hunderttausend Menschen besucht wurde

Aufn.: Dr. Weskamp

Gutenberg und die „Schwarze Kunst"

Warum die Buchdrucker ihr Gewerbe „Schwarze Kunst" nennen? Nun, weil zum Druck schwarze Farbe verwendet wird. Mit der anderen „Schwarzen Kunst", der Zauberei, hat also die Bezeichnung nichts zu tun. Ganz früher einmal mögen wohl einzelne Völker, die noch keine Schrift kannten, die Kunst des Schreibens für Zauberei gehalten haben. Man kann sich das heute kaum noch vorstellen, daß es vor vielleicht vier- oder fünftausend Jahren überhaupt noch keine Schrift auf der Erde gab. Heute gibt es ja zahlreiche Schriften, aber sie stammen nicht von einem Volk oder gar einem Erfinder ab, vielmehr haben in Urzeiten verschiedene Völker ihre Schriften erfunden, ohne daß sie voneinander wußten.

Irgendwann einmal vor vielen Jahrtausenden muß in China ein gelber Mann unter seinen Volksgenossen aufgestanden sein, der ihnen die Schrift lehrte. „Malt den Leib und den Kopf eines Pferdes — das soll unser Zeichen für „Pferd" sein! Malt einen Strich und einen Punkt darüber — das heißt „oben". Malt einen Strich und einen Punkt darunter — das heißt „unten". Malt einen Kreis, das ist die „Sonne". Malt ein Viereck und zeichnet einen Pflug hinein — das ist das „Land"." Und die Chinesen nahmen seine Lehre auf. Für jedes Ding in der Welt schufen sie sich ein Zeichen. Da sie ein kluges und kunstfertiges Volk sind, setzten sie die Zeichen zusammen und bekamen so eine Schrift. Die Schrift sagte ihnen zwar nicht, wie sie die Zeichen aussprechen sollten — denn sie war eine reine Bilderschrift. Je mehr das Volk der Chinesen sich entwickelte, je mehr neue Dinge es erfand oder kennenlernte, desto mehr Zeichen waren notwendig. Heute werden es etwa 60 000 sein — und mindestens einige tausend davon muß man kennen, wenn man ein chinesisches Buch lesen will. Es ist also nicht ganz einfach, in einer chinesischen Schule lesen zu lernen.

Zuerst haben sie die Zeichen auf Knochen und Stein und Bronze eingeschnitten — damit wurden sie eckig. Dann wurden sie mit dem Pinsel auf Papier getuscht. Endlich lernte man sie in große Holzplatten schneiden. Die Holzplatten wurden mit Tusche bestrichen und Papier darauf gelegt — so haben sie den „Holzdruck" erfunden, lange, ehe die anderen Völker etwas davon wußten. Aber die anderen Völker haben von der Erfindung der chinesischen Schrift nichts gehabt und sie erst spät kennengelernt, als sie schon ihre eigene Schrift erfunden hatten.

In einem Zelt im heißen Wüstensande des alten Landes am Tigris und Euphrat sitzen moderne Gelehrte. Sie haben große Tafeln aus gebrannten Ziegeln vor sich, und in diese Tafeln sind eckige Schriftzeichen eingeschlagen. Das ist die Keilschrift, die einst die alten Babylonier und Assyrer geschrieben haben und die gerade auf dem Wege von einer Bilderschrift zu einer Lautschrift war. Mit scharfem Glas untersuchen die Gelehrten diese Tafeln, und eine versunkene Welt mächtiger, grausamer Könige taucht vor ihren Augen auf. Nehmen wir einmal eine solche Ziegeltafel mit Keilschrift in die Hand. Da hat irgendein kleiner König sich dem mächtigen Großkönig von Assyrien unterworfen. Ein Ziegenbock ist als Opfer für die Götter geschlachtet, und nun entziffert der Gelehrte den Unterwerfungsvertrag, den damals der kleine König abgeschlossen hat: „Dieser Kopf ist nicht der Kopf des Bockes; der Kopf des Königs Matu-ilu ist er, der Kopf seiner Kinder, seiner Großen, der Kinder seines Landes ist er. Wenn Matu-ilu sich gegen diese Eidschwüre vergeht, gleich wie der Kopf des Bockes abgeschnitten ist, werde auch der Kopf des Matu-ilu abgeschnitten, wenn er sich versündigt gegen die Eidschwüre an Assur-nirari, den Großkönig von Assyrien . . ." Tausende und aber Tausende solcher Ziegelsteine hat man aus dem Sand der toten Städte, aus den Trümmern von Babylon und Ninive ausgegraben — aber unsere Schrift ist von dieser merkwürdigen Keilschrift ebensowenig beeinflußt worden wie von der chinesischen Schrift.

Eine Bilderschrift hatten auch die alten Ägypter. Sie schrieben auf Stein und auf die zusammengepreßten Fasern der Papyrospflanze — darum nennen wir noch heute unser Schreibmaterial „Papier", wenn es auch lange nicht mehr aus der Papyros-Pflanze besteht, sondern aus Holzfasern und manchen anderen Dingen. Eigenartig fremd sieht diese Bilderschrift der alten Ägypter aus. Da stehen Vögel aller Art: Enten, Eulen, Sperber, kniende und sitzende Menschen, Bilder von Wasserpflanzen und Stierhäupter und mancherlei andere merkwürdige Zeichen, und die Gelehrten haben nach vielen Mühen gelernt, diese merkwürdige Schrift zu lesen, und aus ihren Übersetzungen tönt die Stimme des König Pharao — denn Pharao war nur der Titel der Könige des alten Ägyptens — noch heute über die Jahrtausende: „Ich redete und übte Gerechtigkeit, ich erwies Wohltaten meinem Gefolge, niemals tat ich jemandem Leid an, ich

wandelte im Frieden, nie nahm ich jemandem etwas mit Gewalt, ich tat, was allen Leuten wohlgefiel, war fromm und übte das schöne Recht . . ." Ein toter Pharao spricht so über die Jahrtausende.

Auch diese Schrift hat uns nicht beeinflußt. Wir haben in grauer Vorzeit weder die chinesische Schrift kennengelernt, noch die Schriften der orientalischen Völker.

Aber irgendwann einmal im hohen Norden ist ein Mensch unserer Rasse darauf gekommen, jedem Laut sein Zeichen zu geben. Wie das im einzelnen gewesen ist, das wissen wir noch nicht ganz genau, doch sind unsere Gelehrten eifrig dabei, auch das festzustellen. Eins aber wissen wir genau: alle Völker, die mit uns aus der gleichen Rasse stammen und einmal in uralter Zeit aus dem hohen Norden abgewandert sind, die Griechen, die alten Römer und wie sie heißen, haben eine Lautschrift. Es gibt ein Zeichen für „a" und ein Zeichen für „b" und ein Zeichen fast für jeden Laut. Und das war unendlich viel leichter, als wenn jemand sich ein Zeichen für jedes Ding in der Welt merken mußte. So schenkte die nordische Rasse den Menschen die Lautschrift, die bald von allen Völkern Europas verwendet wurde.

Auch unsere germanischen Vorfahren haben eine eigene Schrift gehabt. Wir nennen sie die „Runen". Es sind klare, eckige Zeichen, die sie einritzten in Holz oder einmeißelten in Stein. Sie haben diese Schrift geliebt, war sie doch ein Stück ihrer Art. Mit jedem dieser Runenzeichen verbanden sie einen tiefen Sinn. Es waren für sie nicht nur Zeichen für die Laute der Sprache, sondern die Runen waren zugleich heilige Zeichen. Wenn sie die Odalsrune an ihre Hausgiebel hefteten, wie man es heute noch an alten Bauernhäusern sehen kann, dann war dies das Zeichen für die Heimat, die im Schutze aller guten Geister steht. Und wenn sie die Hagalrune, einen Strich von oben nach unten und einen Strich schräg von links nach rechts und einen schräg von rechts nach links, auf ihre Waffen und auf ihre Hauspfosten schnitzten, dann war das nicht nur der Buchstabe „h", sondern dann war es etwas Ähnliches wie bei uns heute die Windrose und bezeichnete den ganzen Umfang des Himmels und die große Ordnung in der Welt.

In Schweden und im hohen Norden stehen noch heute Steine, auf denen in Runenschrift die großen germanischen Seekönige der alten Zeit ihre Taten aufgeschrieben haben. So steht auf dem Malstein eines alten Wikingers in Schweden:

Tapfer fuhren sie nach fernem Golde,
Und im Osten die Adler sie speisten,
Fern im Süden starben sie . . .

Ja, wir haben noch ein altes Runenlied erhalten, in dem der alte germanische Gott Wodan zu den Menschen spricht:

Runen sollst du lernen
und rätliche Stäbe
Stäbe gar stark,
Zeichen zauberkräftig,
wie sie zog der Zauberherr,
wie sie wirkten Weihgötter,
wie sie ritzte der Raterfürst.

Hilfe in Schlacht und Sieg erhoffte man von den Runen; darum schnitt man sie auch in die Waffen. Wieder sagt ein altes Runenlied unserer Ahnen:

Siegrunen lerne,
willst du Sieg haben!
Auf den Schwertknauf schneide sie,
auf die Blutrinne
und des Rückens Breite
und ruf zweimal zu Tyr!

Dann wurden unsere germanischen Vorfahren zum christlichen Glauben bekehrt. Weil nun die alten Runen so eng mit dem alten Glauben der Germanen zusammenhingen, darum wurden sie von der Kirche verboten. Wer Runen schrieb, machte sich verdächtig, daß er noch am alten Glauben festhielt; er wurde hart gestraft. So starb der Gebrauch der Runen ab. Heimlich allerdings hat sich noch manches von ihnen erhalten. Versteckt im Fachwerk der Häuser oder eingeschnitten in ihr Holz, vor allem in alten Hausmarken und alten Wappen leben die Runenzeichen noch fort. Wer solch ein altes Zeichen findet, soll es in Ehren halten und dafür sorgen, daß es nicht durch Unkenntnis oder Bosheit zerstört wird — denn es ist ein liebes Vermächtnis unserer Ahnen. Am besten meldet er es dem Lehrer oder an „Hilf mit!", damit das alte Zeichen gut aufbewahrt wird.

Die neue Schrift, die damals ins Land kam und die Runen ersetzte, war die lateinische Schrift. Aber zuerst waren es nur die Geistlichen, die sie schrieben. Das deutsche Volk hatte seine alte Schrift verloren, aber die neue noch nicht gelernt. Boshafte und niederträchtige Menschen aber gingen hin und sagten, wir wären ein schriftloses und ungebildetes Volk. Daß man unseren Vorfahren ihre herrliche Runenschrift genommen hatte, das verschwiegen die Heuchler und Lügner natürlich.

Die Runen hatte man entweder in Stein gehauen oder auf Holztafeln aus Buchenholz eingeschnitten. Darum nennen wir heute noch unsere Zeichen „Buchstaben". Die neue lateinische Schrift schrieben die Mönche in den Klöstern auf Pergament, manchmal auch auf Leinen.

Bücher gab es bis dahin nirgends in der Welt, denn man konnte ja nicht drucken. Alles mußte mit der Hand geschrieben werden. Auch die alten Römer hatten einst alles, was sie vervielfältigen wollten, mit der Hand schreiben müssen. Sie hatten dann oft mehrere Dutzend Sklaven sitzen, die gleichzeitig einen Text abschreiben mußten, der ihnen diktiert wurde. Natürlich ging das nicht ohne Hör- und Schreibfehler ab. In den Klöstern des Mittelalters war es ähnlich. Die Mönche schrieben hier die Bibel und allerlei kirchliche Schriften ab, aber auch manche Schriften der alten Römer. Das war gar kein schlechter Verdienst, denn Handschriften wurden gern gekauft. Man kann sich aber vorstellen, daß unter diesen Umständen sehr wenig Menschen lesen konnten. Manche großen deutschen Könige des Mittelalters haben die „Schwarze Kunst" des Schreibens nicht verstanden; sie hatten einen Geistlichen, der ihre Erlasse und Gesetze schrieb und auch ihren Namen darunterzeichnete — sie machten dann nur noch den letzten Strich zu dem Namenszug; der fiel übrigens nicht immer nach den Regeln der Schönschreibung aus. — Man nannte das „eine Urkunde vollziehen", nämlich sie vollenden, indem man den letzten Strich zog.

Unser Volk ist nun immer ein fleißiges und wissensdurstiges Volk gewesen, und so nahm die Kunst des Lesens zu, und man kaufte gern gute Handschriften. Das kostete damals viel Geld, denn um die Bibel abzuschreiben, brauchte ein frommer Klosterbruder mehrere Jahre, wenn er auch noch so fleißig war. So wurden damals für Bücher ganze Viehherden und Grundstücke zum Kauf gegeben. Man zerbrach sich oft die Köpfe darüber, ob man nicht eine einfachere Art finden könne, um Bücher herzustellen. Nun trug damals jeder angesehene Mann einen Siegelring. Wenn er ihn abdrückte, konnte er so und so oft sein Siegel vervielfältigen. Man hatte auch schon — ganz unabhängig von den Chinesen — den Holzdruck von Bildern erfunden. Man schnitt ein Bild aus einer Holzplatte heraus, überstrich es mit Lampenruß oder einer ähnlichen Schwärze, legte dann ein Pergament darauf und ließ so das Bild auf dem Pergament sich abdrucken. Dazu hatte man die Herstellung von Papier gelernt — das war billiger als das alte Pergament. Sollte man nicht irgendeinen Weg finden können, um auch ganze Buchseiten abzudrucken?

Zuerst machte man es ganz ähnlich wie bei dem Bild. Man nahm eine Holztafel und schnitt die Buchstaben heraus, so daß sie aus der Holztafel hervorstanden, und dann druckte man dies ab, indem man die Buchstaben mit einer schwarzen Farbe anstrich und ein Stück Papier daraufdrückte. Es war ein mühsames und undankbares Verfahren. Wenn man eine solche Holztafel ein paarmal benutzt hatte, brachen die Buchstaben ab oder verschmierten. Eine alte, saubere Klosterhandschrift sah immer noch besser aus.

In ganz Europa suchte man nach einem praktischen Weg, um Geschriebenes zu vervielfältigen, aber niemand kam darauf. Da fand sich in Mainz ein Deutscher namens Johann Gutenberg. Dieser Mann brachte die Welt gleich um einige große Schritte weiter. Zuerst einmal erfand er die Druckpresse — nun wurden die Blätter Papier zwischen die Presse gelegt. Sie bestand aus zwei Tafeln, die mit einer Schraube zusammengepreßt wurden. Zwischen die beiden Tafeln kam je eine dünne Holzplatte mit den Buchstaben und dazwischen kam das Papier. Nun konnte man schon beide Seiten bedrucken. Aber noch immer zerbrachen die Holztafeln leicht. Da ging Gutenberg einen Schritt weiter — er goß die Buchstaben aus Blei und schuf Formen, in die die Buchstaben hintereinander eingeklemmt wurden. Jetzt war man endlich die unbequeme, zerbrechliche Holztafel los, konnte nach Vollendung einer Seite die Buchstaben herausnehmen und neu zusammensetzen. Das war die Erfindung des Buchdruckes mit beweglichen Buchstaben. — Meister Johann Gutenberg hat so auf deutschem Boden das erste Buch gedruckt — die berühmte „Gutenberg-Bibel", die hier abgebildet ist.

Heute druckt man in allen Sprachen der Erde und für alle Völker viele tausend Zeitungen und Millionen Bücher. Sie alle verwenden die Lautschrift, die einst in der nordischen Rasse entstand, und die Buchdruckerkunst, die der deutsche Meister Gutenberg erfand. Wir alle verdanken diesen beiden Erfindungen nordischen Geistes sehr viel. Ohne sie könntet ihr nicht jeden Monat ein neues „Hilf-mit!"-Heft mit nach Hause nehmen.

Dr. v. Leers.

Unsere Leser schreiben:

Mit diesem Heft beginnt der 4. Jahrgang von „Hilf mit!". Was hat während der verflossenen drei Jahre nicht alles in den Heften gestanden! Wenn man die Inhaltsverzeichnisse durchliest, muß man sagen: Die 12 Hefte eines Jahrgangs, die nur 1,20 RM. kosten, enthalten soviel wie ein großes Werk.

Oft haben uns Jungen und Mädchen geschrieben und besondere Wünsche vorgebracht oder auch Beschwerden. Manchmal waren solche Beschwerden ganz berechtigt, und wir haben dann Abhilfe geschaffen. So bringen wir jetzt häufiger Beiträge für die Mädchen, die ja auch recht treue und eifrige „Hilf-mit!"-Leserinnen sind. Gerade das September-Heft, das den Abschluß des dritten Jahrgangs bildet, enthält manche Bilder und Texte für die Mädchen.

Zuweilen haben auch einige Jungen richtiggehend gemeckert, weil ihre Gedichte, Aufsätze oder kleinen Erzählungen nicht veröffentlicht wurden. Wir bekommen in der Woche regelmäßig etwa 40 bis 50 Gedichte, Erzählungen, Aufsätze, Schilderungen und Lieder; im Monat wären das rund 200. Gebrauchen können wir in „Hilf mit!" aber nur den zehnten Teil, das sind 20; also müssen wir die übrigen 180 zurückschicken.

Die meisten, denen wir ihre Arbeiten zurückschicken, geben sich ja auch zufrieden und sehen ein, daß es gar nicht anders geht. Wenn dann noch ein paar Meckerer übrigbleiben, so macht das nichts; denn das eine wissen wir ja, daß die meisten unserer Leser sich über jedes neue Heft freuen. Manche Jungen und Mädchen sind so begeistert von einzelnen Beiträgen, daß sie sich gleich hinsetzen und schreiben, wie gut ihnen die Erzählung, das Gedicht oder das Lied gefallen hat. Auch die Bilder werden in zahlreichen Briefen gelobt. Wir freuen uns selbstverständlich darüber. Und nun sollen noch einige von den zahlreichen „Hilf-mit!"-Kameraden und -Kameradinnen zu Wort kommen, die in dem letzten Jahr an uns geschrieben haben.

Was denken Jungen und Mädel über „Hilf mit!"?

„Wenn es heißt „Hilf mit!" ist da, freuen wir uns sehr; denn wir haben es sehnsüchtig erwartet. Dann stehen wir in den Pausen auf dem Schulhof und besehen die schönen Bilder. Wir lesen die Zeitschrift so gern, weil darin immer so schöne Geschichten und Bilder stehen. Es sind Geschichten über die Erdkunde, die Geschichte, Naturkunde, das Deutschtum im Ausland, den Sport und die Olympischen Spiele. Manchmal bringt sie auch etwas über die Ahnenforschung, den Führer und die Bewegung, den BDM. und das Jungvolk und die Reichswehr. In der Schule ersetzt uns „Hilf mit!" das Lesebuch.

Eine Geschichte gefällt mir besonders gut. Sie heißt „Eine Reise nach dem Westerwald". Wir heben die „Hilf-mit!"-Nummern auf und heften sie zusammen. Dann haben wir ein schönes Buch. Hoffentlich erscheint bald das nächste „Hilf mit!"
Ruth A."

Nun soll noch ein Junge zu Wort kommen. Er ist 12 Jahre alt und wohnt in Mülheim a. d. Ruhr. Aus seinem etwas längeren Brief entnehmen wir folgende Sätze:

„Wir freuen uns riesig, wenn es heißt „Hilf mit!" ist da. Es bringt uns immer schöne Bilder und Geschichten. Im Schulunterricht benutzten wir das Heft als Lesebuch. In allen Fächern können wir es gebrauchen. Haben wir die neue Nummer erhalten, so sitzen wir in langen Reihen auf dem Schulhof und blättern sie durch. Die Geschichte vom „Erbhofbauern Kühl" hat mir besonders gut gefallen. Ich danke der Schriftleitung für die schönen Hefte.
Ludwig L."

Was gefällt meinen Eltern an „Hilf mit!"?

In einer Schulklasse hatte ein Lehrer eine Niederschrift zu dem Thema anfertigen lassen „Was gefällt meinen Eltern an „Hilf mit!". Sehen wir einmal, was die Jungen und Mädchen dazu schreiben, und zwar wollen wir aus den zahlreichen Niederschriften immer einige Sätze anführen:

„Wenn ich aus der Schule komme, sagt meine Mutter: „Hast du noch kein „Hilf mit!"?" Da sage ich: „So schnell geht der Monat doch nicht um." Aber an dem Tage, wenn die neue „Hilf-mit!"-Nummer in das Haus kommt, ist es ganz schlimm. Jeder will das Heft lesen. Wenn meine Mutter es hat, so will mein Bruder es haben, und wenn er es hat, sage ich: „Das ist meins, ich muß daraus jeden Tag lernen."

Mein Bruder sagt: „Es ist ganz gediegen; immer wenn ich lesen will, mußt du lernen!" So zanken wir uns jeden Tag um das neue Heft.
Käthe G."

„Sobald ich aus der Schule komme und „Hilf mit!" mitgebracht habe, holt mein Vater das Heft aus dem Tornister und liest es. Dann wandert es von einem zum andern. Als ich die letzte Nummer mitbrachte, gab ich zugleich mein Zeugnis ab. Dieses war nicht gut ausgefallen. Ich zeigte es zuerst. Mein Vater war sehr böse! Als er aber das neue „Hilf mit!" sah, war er wieder freundlich zu mir.
Heinz K."

„Wenn mein Vater abends von der Arbeit kommt, fragt er mich immer, ob ich schon ein neues „Hilf mit!" bekommen habe. Wenn ich dann eins habe, muß ich es ihm sofort geben. Dann liest er es ein paarmal durch. Was ihm am besten von den Bildern gefällt, zeichnet er ab. Den andern Tag nimmt er es mit nach der Arbeit. Dann lesen es alle seine Kollegen. Die andere Woche fragen sie meinen Vater schon wieder, ob ich noch kein Heft hätte. So freuen sie sich alle über mein „Hilf-mit!"-Heft.
Elfriede Sch."

Mietskasernen irgendwo

So heißt der Roman von Peter Osten, mit dessen Abdruck wir im Novemberheft beginnen. Das Schicksal des deutschen Jungen, das er schildert, ist zugleich das Schicksal jener deutschen Jugend, die sich in der Zeit tiefster Erniedrigung zusammenfand im Glauben an Deutschlands Auferstehung.

Im verflossenen Jahre sind wir oft gebeten worden, doch in „Hilf mit!" einen fortlaufenden Roman zu bringen. Diesen Wunsch unserer jungen Kameraden werden wir nun erfüllen.
Die Schriftleitung.

„Kaum haben wir das Heft gelesen, dann kommt schon unser Nachbar und fragt, ob wir „Hilf mit!" schon gelesen hätten. So ist „Hilf mit!" bei uns eine richtige Wanderzeitung.
Hans v. H."

„Abends liest meine Mutter in „Hilf mit!" und nachmittags meine Geschwister. Wenn meine Schwester es haben will, muß sie mir aber zuerst die „Jugendburg" geben.
Inge S."

„Wenn ich nach Hause komme, nimmt mein Vater mir den Tornister ab und guckt hinein, ob ich noch nicht „Hilf mit!" bekommen habe. Ist es noch nicht der Fall, so nimmt er alle die alten Hefte wieder und liest sie noch einmal von vorn durch.
Gretel W."

„Mein Vater holt sich jeden Abend die „Hilf-mit!"-Mappe hervor und blättert sie immer durch, ob er auch nichts zu lesen vergessen hat —"

„Wenn mein Vater nichts zu lesen hat, liest er die alten Nummern zwei- bis dreimal durch. Wenn meine Verwandten kommen, ist immer große Nachfrage nach „Hilf mit!"

*

So ist „Hilf mit!" der gute Kamerad und Freund der ganzen Familie. Vater, Mutter und Geschwister lesen das Heft, auch die Nachbarn und Verwandten, und schließlich wollen auch noch die Arbeitskameraden des Vaters etwas davon haben.

„Hilf mit!" im Ausland.

Ein Lehrer aus Rio de Janeiro (Brasilien) schreibt uns: „Vor einigen Wochen bekam ich zufällig einige Nummern Ihrer Schülerzeitschrift „Hilf mit!" in die Hände und gab sie hocherfreut meinen Schülern. Es sind dies Kinder im Alter von 12—15 Jahren, von denen haben 80% Deutschland nie gesehen. Es sind Deutsch-Brasilianer, die hier geboren sind. Dem hiesigen brasilianischen Gesetz nach sind sie Brasilianer, ihrem Blut und ihrem Volkstum nach Deutsche. In den meisten Fällen unterscheiden sie sich Reichsdeutschen gegenüber nur in der Beherrschung der Landessprache.

Da können Sie sich denken, was es für sie bedeutet, eine gute deutsche Schülerzeitschrift lesen zu können. Die Begeisterung für „Hilf mit!" war sehr groß und ihr Wunsch war, jeden Monat die Zeitung zu lesen. Die hiesigen Schülerzeitschriften bringen albernes Zeug, Räuber- und Phantasiegeschichten nach amerikanischem System, das die Kinder aber, nachdem sie „Hilf mit!" gelesen hatten, rundweg ablehnten, da es ihrer ganzen Veranlagung nicht entspricht."



Aufn.: Dr. Weskamp

„Das neue „Hilf mit!"-Heft ist ja mal wieder prima!"



Das große Ereignis jedes Tages: Die Post wird verteilt.
Das „Fritzken“ hat gerade eine Karte von zu Hause bekommen



Maria spricht den Tischspruch — meist ist es ein Kernwort des Führers



Solch ein Strandkorb eignet sich vorzüglich zu allerlei Allotria

Düsseldorfer Ferienkinder reisen nach Graal

Die Überschüsse aus „Hilf mit!“ werden von einzelnen Gauen dazu verwendet, bedürftigen Jungen und Mädchen einen unentgeltlichen Ferienaufenthalt zu ermöglichen.

„Fräulein, ist mein Abstrich schon da?“

Drei Tage hintereinander hatte sie nun die Lehrerin jeden Morgen gefragt: „Fräulein, ist mein Abstrich schon da?“ Von der Untersuchung hing es ab, ob die Hanne an die Ostsee mitkommen durfte. Aus dem ganzen Gau Düsseldorf waren nämlich bedürftige Kinder ausgesucht, die sollten aus „Hilf-mit!“-Geldern eine Ferienreise machen.

Am vierten Tag war endlich die Nachricht da. Als Hanne wieder ganz zaghaft fragte, lachte die Lehrerin und sagte: „Nun mach bloß nicht so ein Gesicht — es ist alles in Ordnung, der Doktor hat nichts gefunden!“ Hanne war überglücklich, sie durfte also mit.

Abmarsch

In der Schule an der Sonnenstraße zu Düsseldorf sitzen 40 Jungen und 40 Mädchen aus dem Gau Düsseldorf. Einige Eltern sind mitgekommen; einige Kinder sind besonders festlich gestimmt; denn die NSV. hat sie aus eigenen Mitteln noch etwas ausgerüstet, wenn es an Kleidung fehlte, an einem Brotbeutel oder anderen Gegenständen, die man für den Badestrand braucht. Der Kreisamtsleiter ist erschienen, der Gaugeschäftsführer. Die Singschar der Schule sorgt durch ihre Lieder für rechte Reisestimmung. Begleitet von Jungvolk und Jungmädels marschieren dann 80 glückstrahlende Ferienkinder durch Düsseldorfs Straßen zum Bahnhof.

Auf der Reise

Alle Affen sind endlich in den Gepäcknetzen verstaut; der Zug stampft in gleichmäßigem Takt unbekannten Fernen zu. In Bremen gibt es Grund zu neuer Unruhe. Die 40 Jungen nehmen Abschied. Sie fahren noch an demselben Abend nach Duhnen an der



Das sind zwei besonders gern gesehene Spaßvögel, das „Fritzken“ (links) und das „Pitterken“

Nordsee. Für die Mädchen ist Lübeck das nächste Ziel. Dort soll in der Jugendherberge am Domplatz übernachtet werden.

Etwas beklommen stapft die Mädchenschar spätabends durch die halbdunklen Straßen der alten Hansestadt. Die kleine Hannelore kommt nicht so recht mehr mit; der Affe ist aber auch gar zu schwer, und je länger man ihn trägt, desto schwerer wird er. Da ist schon Lehrer Engels bei ihr, nimmt ihr den Affen ab, lädt ihn sich auf den Rücken. Auch von den großen Mädels haben immer je zwei den Affen einer jüngeren Kameradin zwischen sich genommen.



Hei, wie das schmeckt.
Und nachher gibt es auch noch Pudding: er steht schon auf dem Tisch

Aufnahmen: Dr. Weskamp

Ankunft im Ostseebad Graal

Von Rostock aus ist es nicht mehr weit, nur eine Stunde noch. Das ist eine unruhige Stunde. Alle paar Minuten heißt es: „Nun müssen wir doch bald da sein!" Einige fangen vorsorglich schon an zu kramen und zu packen. „Ob es wohl auch nur Margarine aufs Brot geben wird?" fragt die kleine Maria. Ihr Vater ist Schlosser. Sieben Jahre lang war er arbeitslos. Vor einem Vierteljahr erst hat er Arbeit bekommen; da gab es zu Hause natürlich nur Margarine.

Endlich hält der Zug. Lehrer Engels und die Lehrerinnen sammeln ihre Schäflein auf dem Bahnsteig. Fünf Minuten Sandweg — und das Ziel ist erreicht — die Jugendherberge Graal.

Entdeckungsreisen

Vor dem Haus steht die Schar der Mädchen, unschlüssig, ungewiß. — Das also ist die Jugendherberge! Hier werden sie vier Wochen leben.

Die Affen herunter und zuerst einmal gegessen. Auf dem freien Platz am Hause sind schon die Tische gedeckt, und Nudelsuppe mit Rindfleisch gibt es. Herrlich schmeckt's! Nun aber ins Haus.

Die jüngsten zehn kommen in den Schlafsaal zu ebener Erde. Zwei Betten übereinander, das kennen die meisten nicht. „Darf ich oben schlafen!?" fragt eine und fügt beruhigend hinzu: „Ich falle nicht heraus, ich liege ganz ruhig."

Die großen gehen hinauf, zwei Treppen hoch, aufs Matratzenlager. Sie stürmen in den langen Raum hinein. „Du, wir schlafen alle nebeneinander auf der Erde; ha, prima!"

Auspacken! Eine hat den Waschraum entdeckt, die andern wollen auch sehen, was da los ist. Die weißen Wasch- und Fußbecken werden bestaunt.

Weiter geht die Entdeckungsreise: „Wo ist denn nun das Meer?" Sofort fällt der ganze Chor ein: „Fräulein, ja, wir gehen jetzt mal ans Meer?!"

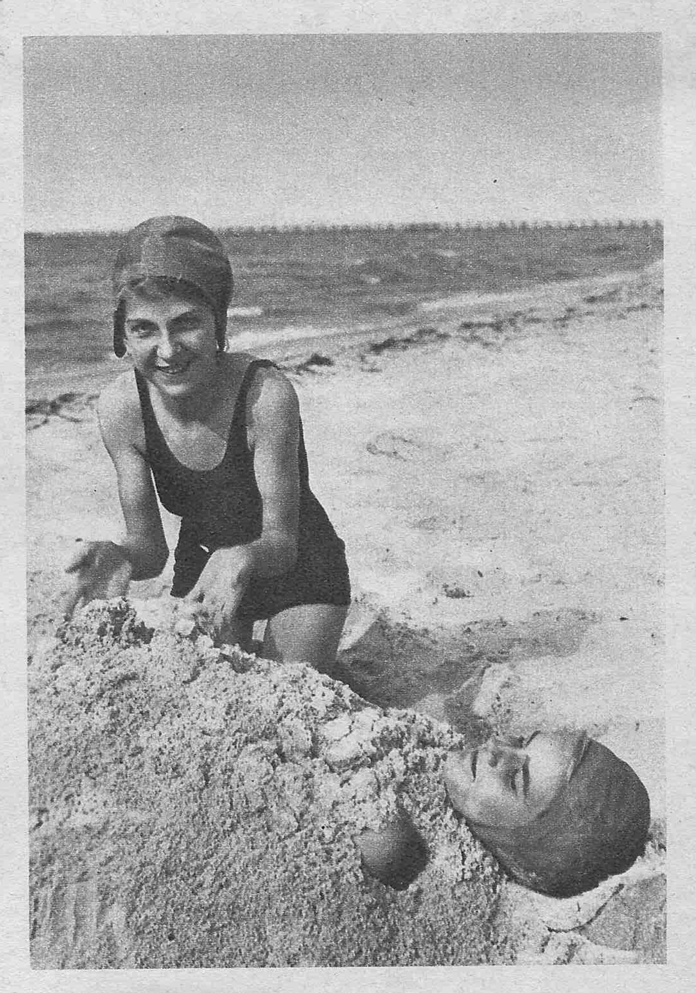
Durch Wiesen, Felder und hohen Kiefernwald stapfen wir der Ostsee zu. Da liegt sie nun, grau und groß. Wir bleiben stehen, die Wellen kommen heran wie graue Fabelwesen. Immer stärker schwillt der weiße Kamm, bis er sich zu unseren Füßen ruhig im Sande hinstreckt. Das ist das Meer!

Und morgen gehen wir baden!

Ein Ferientag

„Aufstehen zum Frühsport!" Langsam kriechen einige aus den ungewohnten Schlafsäcken. Da tönt schon ein unwilliger Ruf: „Schnell, schnell, wir sollen doch in fünf Minuten unten sein." Das ist Hanna aus Barmen. Mit einigem Hallo geht's die Treppe hinunter. Die Sportlehrerin wartet schon. „41 Mädel angetreten!" meldet unsere Große, die Gertrud aus Gladbach.

Marschlied zum Ausmarsch, dann Dauerlauf. Etwas gelenkiger als vorher geht's zurück in die Herberge. Hinein in den Waschraum! Hei, wie das kalte Wasser frisch macht! Hinterher Betten bauen. Das will gelernt sein. Vor dem Hause wartet schon



Helga wird eingebuddelt



Ob sie wohl gern im Wasser sind?



Wenn alle helfen, sind die Kartoffeln schnell geschält



Auf dem Seesteg.
Eine BDM.-Führerin läßt die Jungmädels antreten, dann geht's im Gleichschritt heimwärts

der Kaffee. Dazu gibt's Brötchen mit „guter" Butter — und Pflaumenmus. — Lecker!

Dann geht's zum Strand. Die Kartoffelschälerinnen sollen später nachkommen. Aber schnell holen wir uns Schemel herbei und helfen, damit wir alle zusammen zum Strand können. Wenn wir dorthin marschieren, singen wir immer zackige Lieder. Ehrensache!

Den ganzen Tag könnte man am Strand liegen, mal ins Wasser, mal Burgen bauen, mal allerhand Dummheiten machen an den Strandkörben, und vor allen Dingen herumliegen, dösen, schlafen in der heißen Sonne.

Die große Burg, die wir eines Tages bauten, trägt den stolzen Namen „Hilf mit!". Von den Spielen ist besonders beliebt das Radschlagen; schließlich sind die „Düsseldorfer Radschläger" ja weltbekannt. — Und dann spielen wir noch gern Ringtennis.

Um 12 Uhr gibt's Mittag, und hinterher kommt das größte Ereignis des Tages: die Post wird verteilt. „Fräulein hab' ich nichts dabei?" — „Der Brief ist für mich, ich seh es an der Schrift!" „Ach, Fräulein, ich bekomme ja aber auch niemals was." So schwirrt es hin und her, während die Lehrerin Briefe, Karten und kleine Päckchen verteilt. — Die meisten nehmen ihre Briefe oder Pakete mit, hocken sich aufs Bett und lesen still und andachtsvoll Zeile für Zeile. In den meisten Päckchen ist Gebäck. Man kann das nicht mit den 40 Kameradinnen teilen, aber die Nachbarin zur Rechten und zur Linken erhält etwas ab.

Zirkus

BDM.-Mädels aus Sachsen sind in der Herberge. 14 Tage bleiben sie, und zum Abschied gibt es eine Zirkusvorstellung im Tagesraum. Wir sind alle eingeladen.
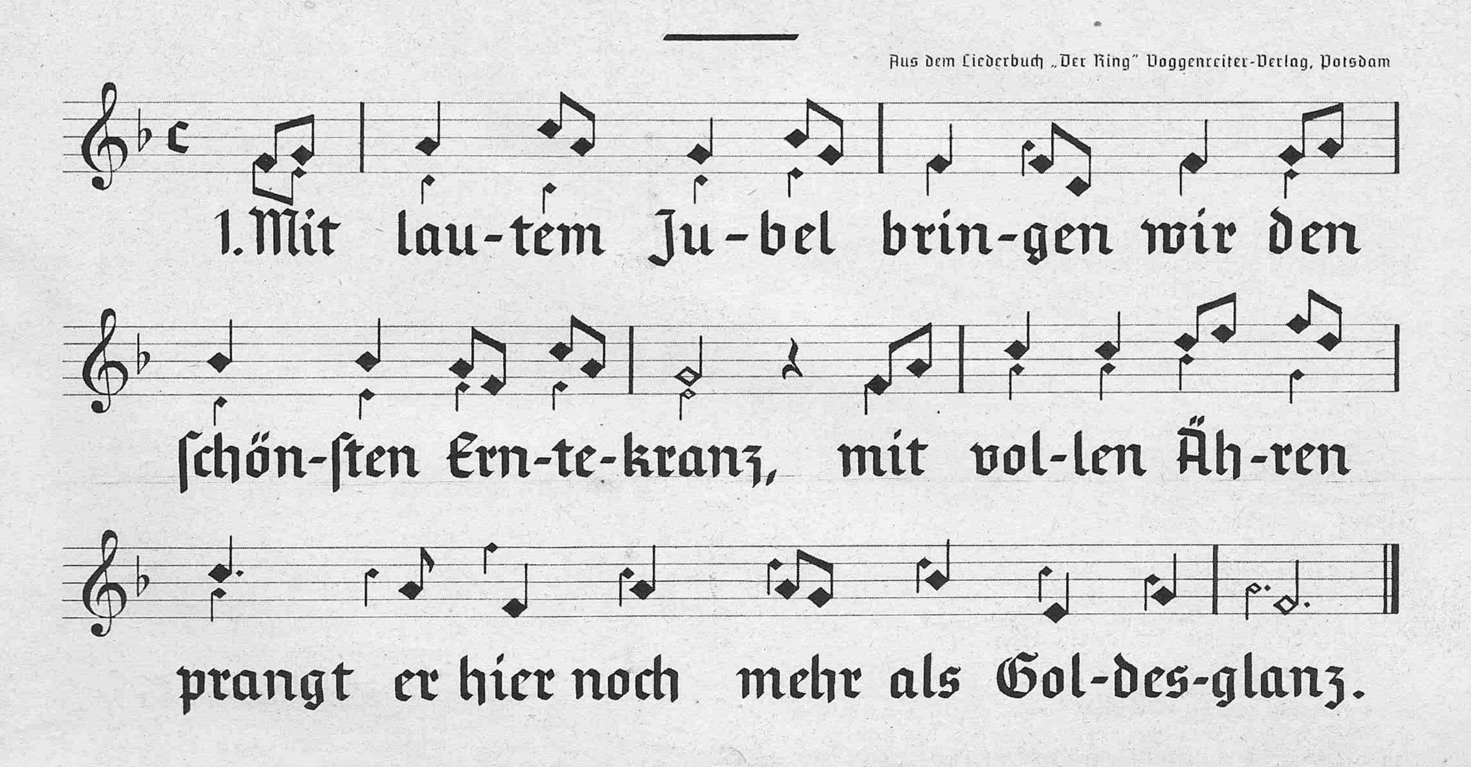
Prima ist die Sache aufgezogen, wie in einem richtigen Zirkus. Es gibt „Galerie", das sind die Fensterbänke. Auf den Tischen ist „Rang", Herbergseltern und Gruppenführer kommen auf den „1. Sperrsitz", das sind die Schemel; Pimpfe und Jungmädel aber kauern auf dem Boden. Der Platz vor dem Eingang ist frei. Hier werden sich die großen Dinge ereignen, hier ist die Arena.

8 Uhr. Die Vorstellung beginnt. Herein tritt Elfriede, die Führerin der Sachsenmädels, als Zirkusdirektor. Das kleinste Aluminiumkochgeschirr sitzt als kesses Hütchen unternehmungslustig auf dem blonden Schopf. Kannibalen tanzen herein. Auf dem Boden trommeln zwei „Neger" mit den Kochlöffeln auf dem Hordentopf. — Die große Negertrommel! Negertänzerinnen: „Wumba, wumba, wumba!" — Indische Fakire! — Das Seeungeheuer von Graal! Ein endloser grauer Wurm windet seinen Riesenkörper in die Arena — Zeltbahnen mit einem Dutzend Mädelbeinen darunter. Solch Ungeheuer kann gefährlich werden. Darum hat ihm der Zirkusdirektor den größten Hordentopf als Maulkorb umgebunden. Märchenspiele — Lieder — es war wirklich ein fabelhafter Abend!

Überhaupt — diese vier Wochen in Graal — daran werden alle noch lange, lange denken!

Erntekranzlied

Aufgezeichnet von Fritz Lilge,
Thiergarten, Kreis Wohlau (Schlesien)



2. Die vollen Scheuern strotzen gar vor mildem Überfluß. So haben wir nun auf ein Jahr den reichlichsten Genuß.

3. So auch der brave Bauersmann, er ist kein Tagedieb, er nützt und nimmt so lang er kann mit wenigem vorlieb.

4. Das Brot schmeckt uns gedoppelt gut, wir wissen, was das heißt, weil wir mit saurem Schweiß und Blut es selbst verdient und g'speist.

5. Nun wünschen wir dem Herrn viel Glück und schenken ihm den Kranz. Er ist der Schnitter Meisterstück und mehr als Goldesglanz.

Thorstein Stangenhieb

Eine Islandsaga

Der Stangenhieb

Im Sonnental wohnte Thorarin, ein alter Mann mit schwachen Augen. Er war Wiking gewesen in seiner Jugend und war auch im Alter noch unumgänglich genug. Einen Sohn hatte er namens Thorstein. Der war groß, kräftig und von ruhigem Wesen und arbeitete in der Wirtschaft des Vaters für drei. Thorarin war ziemlich arm, doch besaß er viele Waffen. Auch hielten Vater und Sohn ein Gestüt, und ihr Hauptverdienst bestand darin, daß sie Pferde verkauften, lauter gute Reit- und Kampftiere. Pferdekampf war die große Belustigung, wenn die Männer im Thing beisammengesessen hatten. Mit langen Stangen trieben sie die Hengste gegeneinander. Immer kämpften zwei Parteien, und jede stellte einen Hengst.

Bjarni hieß der Gode. Er wohnte auf dem großen Bauerngut, das sie Hoff nannten. Wenn die Männer des Bezirkes zum Thing kamen, saß er auf dem Ehrenplatz, denn er wußte um das Recht und er brachte den Göttern die heiligen Opfer dar. So war er angesehen und geehrt in dem ganzen Bezirk. Auch fürchteten ihn viele, denn er hatte manchen schweren Kampf siegreich bestanden. Und es war im Bezirk kaum einer, der mit ihm einen Waffengang hätte wagen mögen.

Bjarni von Hoff hatte einen Knecht namens Thord, der besorgte seine Reitpferde und hieß darum der Pferdethord. Er war ein übermütiger Mensch und ließ manchen es fühlen, daß er eines mächtigen Mannes Knecht war — ohne daß er selbst dadurch mehr wert oder beliebter wurde.

Thorstein und Thord verabredeten einen Pferdekampf mit jungen Hengsten. Und als das Hetzen losging, da wollte Thords Hengst nicht ordentlich beißen. Thord mochte nicht dulden, daß sein Hengst im Nachteil war, und gab dem des Thorstein einen starken Schlag auf die Nüstern. Thorstein sah es und schlug zum Entgelt noch stärker auf das Pferd des Thord, so daß es Reißaus nahm, unter lautem Beifall der Zuschauer. Da schlug Thord mit dem Pferdeholz auf Thorstein los. Es traf die Braue und quetschte sie, daß das Auge verdeckt war. Thorstein riß einen Lappen von seinem Hemd, band die Braue in die Höhe, tat, als wäre nichts geschehen, und bat die Leute, seinem Vater es zu verschweigen. Er wäre wohl stark und mutig genug gewesen, Pferdethord zu Boden zu schlagen; aber weil der des Goden Knecht war, tat er es nicht.

Bei Bjarni lebten noch zwei andere. Thorhall und Thorvard; die waren die größten Schwätzer und Neuigkeitenjäger im ganzen Bezirk. Für sie war der Streit zwischen Thorstein und Thord ein gefundenes Fressen. Sie gaben Thorstein den Spottnamen Stangenhieb.

Die Rache

An einem Wintermorgen, kurz vor dem Julfest, brachen in Sonnental die Mägde zur Arbeit auf. Da erhob sich auch Thorstein und half Heu hereinschaffen. Dann streckte er sich hin auf eine Bank. Der alte Thorarin, sein Vater, kam herein und fragte, weil er schlecht sehen konnte, wer da läge. Thorstein sagte, er sei es. „Warum so früh auf den Beinen, mein Sohn?" fragte der Alte. Thorstein erwiderte: „Es ist soviel zu tun, daß es nicht leicht zu viele Hände werden."

„Du hast wohl Kopfschmerzen, mein Sohn?" fragte Thorarin. „Nicht daß ich wüßte", versetzte Thorstein.

„Was hast du mir zu erzählen, Sohn, von dem Pferdething im letzten Sommer? Wurdest du da nicht halb ohnmächtig geschlagen wie ein Hund?"

„Es bringt keine Ehre, wenn du das Schläge nennst statt einen Unfall." Darauf Thorarin: „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich einen Feigling zum Sohn habe!" Thorstein: „Sage lieber nichts, Vater, was dich später gereuen könnte!" Thorarin: „Wie mir zumute ist, ist bald gesagt!"

Da stand Thorstein auf, nahm seine Waffen und ging aus dem Hause. Er ging bis zu dem Pferdestall, in dem Thord Bjarnis Pferde stehen hatte. Thord war gerade darin. Er trat zu ihm und sagte: „Ich möchte wissen, lieber Thord, ob es aus Versehen geschehen ist, als ich letzten Sommer auf dem Pferdething von dir einen Hieb bekam oder mit Absicht. In diesem Fall wirst du bereit sein, mir Entschädigung zu geben." Thord antwortete: „Du hast ja wohl zwei Wangen: stecke deine Zunge erst in die eine und dann in die andere und nenne es auf der einen Seite ein Versehen, auf der andern Ernst. Das magst du als eine Entschädigung betrachten."

„Richte dich darauf ein", sagte Thorstein, „daß dies meine letzte Forderung an dich war", sprang auf ihn zu und versetzte ihm den Todesstreich. Dann wandte er sich zum Wohnhause in Hoff, traf draußen eine Frau und sagte zu ihr: „Melde Bjarni, ein Rind hat seinen Pferdejungen gestoßen, und er erwartet ihn im Stalle!" Die Frau wußte wohl, was er damit meinte, und daß er den Thord erschlagen hatte. Aber sie dachte: Die Männer sind gar zu heftig; aber Thorstein tat recht, und Thord war immer ein Galgenvogel. Darum sagte sie zu Thorstein: „Geh nur nach Hause, Mann! Ich melde es, sobald es mir gut dünkt." Thorstein ging heim und die Magd an ihre Arbeit.

Am selben Morgen stand Bjarni auf, und als er am Tische saß, fragte er, wo Thord wäre. Die Leute antworteten, er werde zu den Pferden gegangen sein. „Er wäre aber doch wohl jetzt nach Hause gekommen, wenn er gesund wäre", sagte Bjarni. Da ergriff die Frau das Wort, die Thorstein begegnet war: „Es ist doch wahr, was man uns Frauen sooft nachsagt, daß bei uns nicht viel Verstand ist. Heute früh war Thorstein Stangenhieb hier und sagte, ein Rind habe Thord gestoßen, so daß er sich nicht selbst helfen könne. Ich wagte nicht, dich zu wecken, und später habe ich es vergessen." Bjarni stand auf, ging zum Pferdestall und fand Thord erschlagen. Die Leiche wurde darauf beerdigt.

Bjarni erhob die Klage und erreichte, daß Thorstein wegen des Totschlages geächtet wurde. Thorstein aber war zu Hause im Sonnental und arbeitete für seinen Vater. Trotzdem verhielt Bjarni sich ruhig, denn im Herzen dachte er, daß der mutige Thorstein guten Grund hatte, den übermütigen Pferdethord zu töten. Auch achtete er Thorstein sehr wegen seiner Bescheidenheit.

Thorhall und Thorvard

Im Herbst saßen eines Tages zu Hoff die Leute an den Röstfeuern, und Bjarni lag draußen auf dem Küchendach und lauschte auf das Gespräch. Da ergriffen die Brüder Thorhall und Thorvard das Wort: „Als wir uns bei Bjarni in Kost gaben, dachten wir nicht, daß wir hier Lämmerköpfe rösten würden, während Thorstein, der Geächtete, sich fette Hammelköpfe röstet. Ein tüchtiger Hieb hilft gegen die meisten. Wer weiß, wann er diesen Fleck von seiner Ehre wäscht!" Einer entgegnete: „Das da sollte man lieber nicht aussprechen! In euren Zungen sitzen Trolle! Wir meinen, Bjarni scheut sich, Thorsteins blindem Vater und dem andern schutzbedürftigen Volk im Sonnental den Versorger zu nehmen. Aber wundern sollte es mich, wenn ihr beiden Schwätzer noch oft hier Lämmerköpfe röstet!" Man ging zu Tisch und dann in die Betten, und es war Bjarni nicht anzumerken, was für Reden er hatte hören müssen.

Am Morgen weckte er Thorvard und Thorhall und sagte ihnen, sie sollten nach dem Sonnental reiten und ihm Thorsteins Kopf, vom Rumpf getrennt, zum Frühstück bringen. „Ihr seid die nächsten dazu", sagte er, „den Fleck von meiner Ehre abzuwaschen, wenn ich selbst nicht genug Mut dazu habe." Da schien es ihnen doch, daß sie zuviel gesagt hätten. Sie machten sich aber auf den Weg und kamen ins Sonnental. Thorstein stand vor der Tür und wetzte sein Messer. Als sie ankamen, fragte er, wohin des Weges, und sie erklärten, auf die Pferdesuche geschickt zu sein. Thorstein sagte: „Da braucht ihr nicht weit zu gehen; hier weiden welche an der Hofmauer."

„Es ist nicht sicher, daß wir sie finden, wenn du uns nicht genau Bescheid zeigst", erwiderten sie. Thorstein trat zu ihnen hinaus, und als sie in den Hof hinabkamen, erhob Thorvard seine Axt und sprang auf ihn zu; aber Thorstein reckte ihm die Faust entgegen, daß er hinfiel. Thorstein stieß ihm das Messer durch die Brust. Da wollte Thorhall ihm zu Leibe, und er mußte denselben Weg gehen wie sein Bruder.

Thorstein band beide auf ihre Pferde, legte die Zügel den Pferden über die Hälse und trieb sie an: sie gingen heim nach Hoff. Einige Knechte, die draußen waren, gingen hinein und meldeten Bjarni, Thorvard und der anderen seien heimgekommen. Bjarni kam heraus und sah, wie es stand. Er redete nicht weiter darüber und ließ die beiden begraben.

Der Zweikampf

Alles war ruhig bis nach dem Julfest. Da ergriff eines Abends Rannveig, Bjarnis Frau, das Wort: „Was meinst du?“ sagte sie, „worüber spricht man jetzt am meisten im Bezirk?“

„Ich weiß nicht“, antwortete Bjarni; „auf mancher Leute Reden gebe ich nicht viel.“

Rannveig ließ sich nicht abweisen: „Der gangbarste Gesprächsstoff ist jetzt der: die Leute fragen sich, wie Thorstein Stangenhieb es anstellen müsse, damit du eine Rache an ihm für nötig hältst. Er hat schon drei deiner Knechte erschlagen. Deine Thingleute verlieren das Vertrauen zu dir, wenn das ungerächt bleibt, und die Hände in den Schoß legen, heißt sie am falschen Orte anlegen!“

Bjarni entgegnete: „Es ist gegangen nach dem Wort: wenige lassen sich warnen durch anderer Unfall. Aber ich willfahre dir schon in allem, was du sagst. Übrigens hat Thorstein kaum einen unverdient erschlagen.“ Mehr sagten sie nicht und schliefen die Nacht durch.

Am Morgen erwachte Rannveig, als Bjarni seinen Schild von der Wand nahm, und sie fragte, wohin es gehe. Er antwortete: „Jetzt soll es sich entscheiden zwischen mir und Thorstein im Sonnental, wer angesehener bleibt.“

„Wie viele werdet ihr sein?“ fragte sie.

„Ich will nicht große Mannschaft zusammenziehen gegen Thorstein“, erwiderte er, „ich nehme niemanden mit.“

„Tu das nicht“, sagte sie, „geh nicht allein vor die Klinge des Höllenkerls!“ Bjarni sagte: „Du wirst es nicht machen wie jene Frauen, die heute weinen über etwas, wozu sie gestern antrieben. Ich lasse oft deine und anderer Hetzreden lange über mich ergehen; bin ich aber einmal entschlossen zur Tat, so nützt es nicht, mich zurückzuhalten.“

Bjarni ritt ins Sonnental. Thorstein stand vor der Tür, und sie wechselten wenige Worte. Bjarni sagte: „Du sollst heute mit mir zum Zweikampf antreten, Thorstein, auf dem Hügel hier vor dem Hause.“

Thorstein dachte, daß es ihm nicht anstehe, mit dem angesehensten Häuptling des Bezirks, dem Goden, die Waffen zu kreuzen; darum sagte er: „Dazu fehlt es mir an allem, mich mit dir zu schlagen. Aber ich will ins Ausland reisen, sobald ein Schiff geht, denn ich kenne deine wackere Gesinnung: du wirst meines Vaters dich annehmen, wenn ich fortgehe.“

Bjarni: „Ausreden verfangen jetzt nicht.“

Thorstein: „Dann wirst du mir doch erlauben, vorher mit meinem Vater zu sprechen.“

Bjarni: „Gewiß.“

Thorstein ging ins Haus und sagte zu seinem Vater, Bjarni sei da und fordere ihn zum Zweikampf. Da erwiderte der Alte: „Wer mit einem Mächtigeren zu tun hat, der im selben Bezirk sitzt, und ist ihm zu nahe getreten, der muß immer darauf gefaßt sein, daß er nicht mehr viele Hemden verbrauchen wird. Du hast genug Ursache gegeben, und ich kann dich deshalb nicht beklagen. Nimm also deine Waffen und wehre dich so hart wie möglich. Zu meiner Zeit wäre ich vor so einem wie Bjarni nicht gewichen... Bjarni ist freilich ein gefährlicher Gegner. Aber ich will lieber dich verlieren als einen Feigling zum Sohn haben.“

Thorstein ging hinaus. Sie traten auf den Hügel und begannen sich kräftig zu schlagen, so daß die Schilde auf beiden Seiten arg zerhauen wurden. Als der Kampf lange gedauert hatte, sagte Bjarni zu Thorstein: „Mich fängt an zu dürsten, denn ich bin an diese Art Arbeit nicht so gewöhnt wie du.“

„Dann geh zum Bach und trink“, sagte Thorstein. Bjarni tat es und legte das Schwert neben sich auf den Boden. Thorstein hob es auf und sagte: „Dieses Schwert hättest du in den großen Kämpfen, die du früher schon geführt hast, nicht brauchen können.“ Bjarni antwortete nicht. Sie gingen wieder hinauf auf den Hügel und stritten eine Weile weiter. Bjarni fand den Gegner kampftüchtig und seinen Widerstand härter, als er es sich gedacht hatte. „Allerhand stößt mir heute zu“, sagte er, „jetzt ist mein Schuhband losgegangen.“

„So binde es wieder fest!“ sagte Thorstein. „Nun bückte Bjarni sich nieder, und Thorstein ging inzwischen ins Haus und holte zwei Schilde und ein Schwert. Er kam auf den Hügel zu Bjarni und sagte: „Hier sind Schild und Schwert, die schickt dir mein Vater, und dies Schwert wird durch die Hiebe gewiß nicht mehr abgestumpft als dein bisheriges. Ich selbst wage auch nicht länger ohne Schild deinen Hieben standzuhalten. Übrigens möchte ich jetzt gern das Spiel beenden, denn ich fürchte, dein Glück ist mächtiger als mein Unglück; jeder hängt am Leben, solange er kann.“ Das sagte aber Thorstein, weil er spürte, daß der Gode den Kampf nicht durchhalten würde, und er mochte ihm kein Leid zufügen. „Losbitten hilft nichts“, sagte Bjarni, „es wird weitergekämpft.“

„Ich will nicht den ersten Hieb haben“, sagte Thorstein. Da schlug Bjarni ihm den ganzen Schild weg. Dann Thorstein dem Bjarni ebenso. „Das war ein mächtiger Hieb“, sagte Bjarni. Thorstein versetzte: „Deine sind nicht weniger mächtig.“ „Bjarni: „Das Schwert, das du von Anfang an gehabt hast, schneidet jetzt besser.“ Thorstein: „Ich möchte mich vor Unheil hüten, solange ich kann, und mit Bangigkeit schlage ich auf dich ein. Ich bin noch jetzt bereit, alles deinem Urteil zu überlassen.“

Nun war Bjarni an der Reihe, einen Hieb zu tun, und beide standen ohne Schild da. Da sagte Bjarni: „Das wäre eine schlechte Bezahlung, wollte ich glücklichen Zufall mit Übeltat vergelten. Ich betrachte meine drei Leute als voll ersetzt, wenn ich dich bekomme und du mir treu sein willst.“ Thorstein sagte: „Heute hätte ich genug Gelegenheit gehabt, dich zu verraten, wenn ein mächtigerer Unstern über mir gewesen wäre als Heil über dir. Dreimal legtest du die Waffen hin, weil du mir trautest. Und ich werde dich auch künftig nicht verraten.“

„Ich sehe, du bist mehr wert als andere“, sagte Bjarni. „Jetzt wirst du mir erlauben, daß ich zu deinem Vater hineingehe und ihm erzähle, was mir gutdünkt.“

„Meintwegen geh hinein, wenn du willst“, sagte Thorstein, „doch sei vorsichtig. Mein Vater denkt nicht an sein Haus, und er hat auch keine Ehrfurcht davor, daß du der Gode bist. Er meint, daß nur Blut unsern Ehrenschild reinhält.“

Vom alten Thorarin

Bjarni trat an die Schlafkammer, in der der alte Thorarin lag. Thorarin fragte wer komme, und Bjarni nannte seinen Namen. „Was hast du zu melden, lieber Bjarni?“ fragte Thorarin. „Den Tod deines Sohnes Thorstein!“ versetzte Bjarni.

„Hat er sich einigermaßen gewehrt?“ fragte Thorarin. „Nie, glaube ich, hat einer schneidiger die Waffen geführt als Thorstein, dein Sohn.“

„Nicht zu verwundern“, sagte der Alte, „daß sie dich einen mächtigen Krieger nennen, wenn du meinen Sohn überwunden hast. „Da sagte Bjarni: „Ich lade dich ein zu mir nach Hoff. Du sollst dort im zweiten Hochsitz sitzen, solange du lebst, und ich will dir an Sohnes Statt stehen.“

„Mir geht es wie denen“, sagte der Alte, „die nichts zu verlieren haben. Auch freut sich über Versprechungen nur der Dumme. Eure Häuptlingsversprechungen, wenn ihr nach solchem Vorfall einen ein wenig aufmuntern wollt, trösten gerade auf einen Monat. Nachher sind wir um nichts besser als andere arme Schlucker, und so bleibt unser Leid lange frisch... Aber freilich, wer so etwas mit Handschlag zugesichert erhält von einem Manne wie du, der mag wohl zufrieden sein, was man auch sagt ... und so will ich diese Zusicherung denn auch von dir annehmen. Komm heran an mein Bett! Du mußt schon nahekommen, siehst du, der Alte bebt an Händen und Füßen vor Alter und Krankheit, und zu glauben ist es auch, daß mir der Tod des Sohnes zu schaffen macht.“

Bjarni trat vor das Bett und nahm den alten Thorarin bei der Hand. Da merkte er, daß er nach einem Messer griff und nach ihm stechen wollte. Er drückte seinen Arm beiseite und rief: „Elender aller Lumpenkerle! Nun könnte ich nach Verdienst mit dir verfahren. Aber ich will dir nun sagen, was geschehen ist: Dein Sohn Thorstein lebt, er soll zu mir nach Hoff ziehen, und du sollst Knechte bekommen zur Arbeit, und es soll dir an nichts fehlen, solange du lebst. Und das tue ich nicht deinetwegen, sondern um Thorsteins willen; denn er ist mehr wert, als irgendeiner im ganzen Bezirk.“

Thorstein zog mit Bjarni nach Hoff und diente ihm bis zum Todestage. Es hieß allgemein, beinahe keiner käme ihm gleich an wackerem Sinn und Rüstigkeit.

Von Bjarnis Nachkommen

Bjarnis Nachkommen haben ihm Ehre gemacht. Sein Sohn war Skegg-Broddi, der vielfach in Geschichten vorkommt und in seinen Tagen ein hervorragender Mann war. Eine Tochter Bjarnis hieß Hella, die Mutter der Gudrid, die der Gesetzessprecher Kolbein zur Frau hatte. Eine andere Tochter von ihm war Yngvild, die Frau Thorsteins, des Sohnes Siduhalls. Ein Sohn dieser beiden war Magnus, der Großvater des Bischofs Magnus; ein anderer Sohn Amundi. Von dessen einer Tochter Gudrun stammen die Söhne des Sturla, Thord, Sigvat und Snorri. Und noch andere Häuptlingsgeschlechter stammen von Amundi ab.

Damit schließt die Erzählung von Thorstein Stangenhieb.

(Entnommen der Sammlung „Thule“. Altnordische Dichtung und Prosa, XII. Band, Eugen Diederichs Verlag in Jena.)



Die Stutenherde kehrt von der Koppel heim
Für die Zucht unserer hervorragenden Pferde, die bei den olympischen Spielen soeben wieder große Erfolge errangen, sorgt der Staat durch seine Gestüte. Unsere Bilder stammen von dem Landgestüt Zweibrücken in der Pfalz

Kameraden seit Jahrtausenden

An einem Abend begegnete ich dem Bauern Sollmann. Irgendwo in der Hildesheimer Gegend war es.

Der Weg ging in einen Talgrund hinab, der weit sich zu einer Wiesentafel öffnete. Da und dort zogen sich Koppelricks an scheuem Buschwerk entlang. Weite war überall und doch herrliche Verborgenheit vor dem allzu Künstlichen in der Welt, vor dem Betrieb der Maschinen, dem Wirken der mechanischen Kräfte.

Ein Paradies der Pferde dachte ich, und da waren sie schon. Der Weg machte einen launischen Knick um eine Burg von Wacholderbüschen herum, und aus diesem grünen Wall heraus kamen sie. Die Pferde des Bauern Sollmann.

Edel und lässig schritten sie an mir vorüber, und fast hätte ich den Mann übersehen, der mitten unter ihnen ging, um den sie sich wie schützend drängten. Eine zierliche Kohlfuchsstute schritt am dichtesten an ihn geschmiegt, und dann und wann legte sie ein paar Schritte lang voll zärtlicher Behutsamkeit Kopf und Hals dem Mann über die Schulter.

Sie war vielleicht kein schönes Tier. Nur das Auge des Pferdekenners blieb sofort an ihr haften, bemerkte die ausgeschliffene Trockenheit des Kopfes, die fast grüblerische Klugheit und Ausdrucksfähigkeit der Augen, die Seltenheit der hellen, fast blonden Mähne bei dem dunklen Glanz des Felles. Was mich jedoch aufsehen und überhastig an der Kameratasche reißen ließ, das war die unendliche Vertrautheit zwischen diesem grauhaarigen Manne und seinem Tier.

Am Abend saßen wir in der Weinlaube, die sich förmlich in den Windschutz des überhängenden Firstes mit den Pferdeköpfen geduckt hatte. Aus dem Stall kam das herrliche Abendgeläut der Halfterketten, verströmte im Behagen des warmen und zufriedenen Schnaufens und dann — sprachen wir natürlich von den Pferden. Eine Wanderung durch die Jahrhunderte und Jahrtausende wurde dies, und es war gar kein Zufall, daß am Ende als Ziel und Abschluß das Schicksal des Bauern Sollmann stand. — Mit einer Frage begann es: „Was wäre der Mensch wohl ohne das Pferd?“

Ja, was wäre er wohl? Man kann sich ein Leben ohne Autos vorstellen. Es geht auch ohne elektrisches Licht und Tonfilm, aber was entgleitet uns, wenn das Geschöpf nicht mehr neben uns steht, dessen Sinn und Dasein sich in stummer, niemals müder Treue, in letzter Hingabe und forderungsloser Aufopferung erschöpft.

„Nachdenken“, sagte der Bauer Sollmann, „man sollte tief darüber nachdenken.“

Wir versuchten ein paar Schritte auf diesem Wege zu gehen, und da war sie, die neue Frage.

War denn das Pferd immer beim Menschen? War es ihm immer so nahe wie heute?

*

Wir wissen heute darum, denn wir sind unsagbar weit zurückgewandert, wir haben der Zeit ihre Macht entrissen, der Vergangenheit ihre Stärke.

In der Nähe von Lyon haben wir Menschen eine Höhle entdeckt. Wir haben sie Solutré genannt, und in dieser Höhle haben wir plötzlich gespenstisch und unheimlich unserm Anfang gegenübergestanden.

Furcht und Hunger haben den Menschen der Steinzeit beherrscht. Sein größtes Erlebnis war das Grauen und war die Angst. Einer, der tiefer fühlte als die anderen, in dem jedes Geschehen länger fortlebte und gewaltiger wühlte, hat etwas nicht vergessen können.

Ein Geschehnis um die Zeit, da das Licht am Himmel stand und die Männer der Sippe Nahrung suchten. Er kann es nicht vergessen, das Geschehen, und ritzt es ein mit dem Granitbrocken in den weichen Stein der Höhlenwand.

Ungelenke Striche sind es nur, aber festgehalten sind Form und Bewegung. Da ist ein Mensch, der flieht, und hinter ihm richtet sich das Verderben auf, und das sieht aus wie ein Pferd mit schnellenden, schlagenden Hufen.

Es ist der Anfang. Das Pferd als Gegner, als Gefahr, als eine der unendlich vielen Waffen der überall lauernden Vernichtung.

*

Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist tief hineingedrungen in die Höhle von Solutré, und dort fand er Knochen. Und ein neues Bild erstand vor ihm.

Im Kampf gegen drohende Gefahren hat sich das Denken des Menschen geschärft. Er hat Waffen ersonnen und einen seiner furchtbaren Gegner bezwungen: das Geschöpf, das heute Pferd heißt.

In die große Höhle, in der zehn Sippen hausen oder vielleicht auch nur sechs, wird die erlegte Kreatur geschleift. Sie wird auseinandergerissen, die Knochen werden benagt und schließlich um des Markes willen kunstvoll gespalten.

In der Höhle von Solutré sind die Knochen von vierzigtausend oder noch mehr Pferden gefunden worden. Überreste der Nahrung von sechs oder höchstens zehn Familien.

Das Pferd als Wild.

*

Woher kam das Pferd? Überall auf der Erde hat man Wildpferde gefunden: in Amerika, im südlichen Asien, in den russischen Steppen und in Europa.

In den urgermanischen Niederungen gab es ein wildlebendes Pferd, schwer und groß, mit langem, schmalem Schädel: ein Waldweidpferd. Vielleicht stammen davon unsere Kaltblüter ab.

Eins wird wohl gewiß sein: Das Pferd der europäischen Urmenschen stammt nicht aus Asien, es hatte in Europa seine Urheimat, denn in allen europäischen Ländern hat man Schädel und Knochen von ihm gefunden.

Als der Mensch das Pferd besiegte, wurde aus dem drohenden Feind und aus dem Wild, dessen Fleisch man verzehrte, sehr bald ein Helfer.

*

Vor den lärmenden Wagen der südostwärts ziehenden nordischen Stämme keuchen noch Zugochsen. Aber an der Spitze der langen Trosse, da wo die Krieger marschieren, die die Väter der griechischen Kultur sein werden, da finden sich Wagen, deren Scheibenräder sorgfältiger geschnitten sind, die federnde Ballen aus zusammengeschnürten Tierfellen zwischen Achse und Wagenboden tragen, und vor diesen zweiräderigen Karren, diesen Streitwagen der nordischen Häuptlinge, schreitet — das Pferd.

Das ist lange, sehr lange, bevor Babylon das Pferd als Nutztier erkennt, bevor Ägypten überhaupt Kunde von diesem stolzen und furchtlosen Geschöpf erhält.

Es geht unwillig vor dem Wagen, das Pferd, es ist ein rebellierender Sklave, immerwährend gefährlich. Die Häuptlinge haben eine Anzahl besonderer Männer in ihrer nächsten Gefolgschaft, die sich um ihrer schweren Aufgabe willen auch besonderer Achtung erfreuen. Ihre Aufgabe ist es, die Tiere in das Joch zu zwingen und ihnen die tiefeinschneidende Schlinge um die Nüstern zu legen. Diese Schlinge, deren Ruck sie in die Richtung zwingt, die der Mensch wünscht.

Lange, lange vor Babylon und Ägypten erkämpften sich nordische Stämme mit ihren Streitwagen und ihren Pferden den Weg nach Süden und Südosten.

Und dann, eines Tages, schwang sich ein urgermanischer Krieger auf den Rücken des Pferdes, zwang es in seinen Willen, ritt damit gegen den Feind.

Nordische Rassen zähmten das flüchtige Steppentier und schenkten der Menschheit seinen treuesten Kameraden: das Zug- und Reitpferd.

Das Pferd, das ist der Sieg im Kampf. Das ist Schnelligkeit in Angriff und Flucht, das ist Beweglichkeit gegen plumpe Starre. Lange, bevor der germanische Mensch das Pferd vor den Pflug spannt und den heiligen Kampf um die Saat beginnt, ist es ihm schon Kamerad geworden. Es trägt sein Leben, die Zukunft und die Sicherheit seiner Sippe. Es wird Sinnbild des Schutzes und Inbegriff der Treue. Sein Schädel hängt am Dachfirst und ist nicht Zeichen des Sieges, sondern Schutz gegen die bösen Gewalten des Daseins. Soll den Göttern geopfert werden, so gebührt ihnen das Beste, was demütige Herzen zu bieten haben: das Pferd. Und wird ein Held zu Grabe getragen, so weiß man ihm nichts Besseres mitzugeben in das Schattenreich, keinen größeren Schatz an Gefährtentreue und dienender Hingabe, als sein Lieblingspferd. Es ist Teil von ihm. Es gehört zu ihm im Leben, er darf auch nicht im Tode allein sein.

*

Unendlich nahe sind Pferd und Mensch sich gekommen. Sie sind ein Körper und ein Wille, und anders, völlig anders wäre der Gang der Weltgeschichte verlaufen, wäre das Pferd nicht gewesen. Noch begreift es der Mensch nicht, aber er fühlt es. Die Unterwerfung des Pferdes unter seinen sittlichen Willen ist höchste Mannestugend, und als Kunst wird im alten Hellas das Reiten geschätzt. Auf dem Parthenonfries aus dem Jahre 450 v. Chr. finden wir Reiterreliefs, die deutlich die Bewegungen von Reiter und Pferd zeigen, wie wir sie heute bei unseren Schulreitern sehen. Hundert Jahre später, also 350 v. Chr., verfaßt einer der Nachkommen der alten arischen Eroberer, Xenophon, seine berühmte Schrift über die Reitkunst, die Hippika. Vorher schon aber haben römische Schriftsteller über die erstaunliche Reitkunst bei den Tenkterern, den Vandalen und den Sueven berichtet. Lange bevor im olympischen Rund das Pferd sich in den verschiedenen Gangarten bewegt, bevor es dem Griechen gelingt, sein Pferd zum graziösen Tanz des Schrittwechsels im Galopp zu zwingen, ist dies eine der Mannestugenden, die im germanischen Norden bei jedem Jüngling als selbstverständlich gilt, der zur Mannes- und Schwerterweihe zugelassen werden will.

*

Jahrhunderte vergehen, ein weiteres Jahrtausend erfüllt sich, und immer noch ist Wehrhaftigkeit, Rittertum, Kraft und völkische Behauptung an das Pferd gebunden.

Aufn.: Dr. Weskamp



Ein wertvoller Hengst vom Gestüt Zweibrücken mit Araberblut



Zweijährige Hengste jagen über die Koppel

Seine Reiterscharen erkämpften Heinrich I. das Reich, und Ritter und Reiter sind dasselbe.

Um was der Mensch auch kämpft, am treuesten steht neben ihm das Pferd. Es ist tausendfach in verrauschten Kämpfen geschehen und wird immer wieder zum unvergeßlichen Erlebnis werden, die ewige Episode des unbekannten Pferdes im Kampf.

*

1919 ist da. Irgendwo in der Gegend von Olai im Baltikum. Die Vorhut der eisernen Division, ein paar Reiter von der Gardereservedivision, zwei oder drei Feldhaubitzen und ein Maschinengewehrhalbzug haben in ihrer wilden Wut vergessen, daß sie nur Vorhut sind. Sie haben verstümmelte Menschen gesehen, zerschnittene und gevierteilte Leiber, Köpfe, die zwischen Feldsteinen zerquetscht worden waren, Darmketten, die man den Opfern in unausdenklich teuflichem Hohn um die Hälse geschlungen hatte. Sie waren durch ein Grauen geschritten, das ihnen niemals in vier Jahren Westfront begegnet war.

Und sie hatten alles vergessen, nur ihren Zorn nicht. Da war es geschehen, daß eine ganze rote Armee vor ihren Karabinern und Geschützmündungen zerschellte, aufgetrieben wurde wie ein Volk von geängstigten Rebhühnern und nun vor ihnen dahinstob, mit gemeiner und gesinnungsloser Angst im Genick. Die Sümpfe kamen und nur ein schmales Wegband entlang der Misse, und hier fing sich an den russischen Reservestellungen die Flucht, wurde zum Gegenstoß und — zu dem aussichtslosen Kampf einer Handvoll Männer gegen eine Armee.

Wer die Geschichte der Baltikumkämpfe überschauen gelernt hat, der kennt die Episode von Olai. Der Himmel nur weiß es noch, wie es gelingen konnte, aber sie brachten es fertig. Die Lösung von dem Mordbrennerheer gelang, und zum Schluß lag nichts mehr in der kleinen Sumpfstellung hinter dem Birkenwäldchen als zwei Maschinengewehre und zehn Reiter.

Hinter den jungen Birkenstämmen warteten die Pferde und ein Panjekarren für die Gewehre.

Diese Männer waren aufgegeben, hatten sich selbst geopfert; aber vielleicht... Man hatte gelernt, daß nichts so unmöglich war und so grenzenlos unwahrscheinlich, als daß es im Kriege nicht gelingen konnte. Vielleicht bot sich doch noch eine Möglichkeit. Zwei Tage Frist nur brauchte das Gros, um in Sicherheit zu kommen. Zwei Tage mußte man hier aushalten. Wenn man dann eine Chance sah...

Zwei Tage halten sie tatsächlich die Stellung, und am dritten ist die große Chance da. Allerdings nur noch für vier Mann, und zwei von ihnen sind schwer verwundet.

Der Russe glaubt immer noch, gegen die ganze deutsche Truppe anzustürmen.

Es ist nicht mehr viel zu erzählen. Eine Sturmpause gibt ihnen die Gelegenheit, die Verwundeten im Panjekarren zu betten; aber als sie auf dem Knüppeldamm durch den Sumpf fegen, da sitzt ihnen eine Halbschwadron Budjonnyreiter im Nacken. Der Leutnant Stapf, der hinter dem Wagen reitet, fällt zuerst. Und dann ist gleich darauf das Ende gekommen. Aus einer Schneise fegt eine Maschinengewehrgarbe, die beiden Wagenpferde krachen hin und verenden in Sekunden.

Jetzt gibt es nur noch eins. Die Karabiner an den Mund. Nur nicht lebend in die Hände der Roten fallen. Keine Hölle weiß von den Torturen, die diesen Bestien wie früher ihr Morgengebet geläufig sind.

Einer nur noch kann es vielleicht schaffen: der Dragoner Pallkies aus Stallupönen mit seinem Trakehner Wallach.

Der Verwundete mit dem Bauchschuß stöhnt auf:

„Reite doch, Palle! Reite doch, du Idiot!"

Aber Palle hat einen der Gäule aus den Sielen geschnitten, dem andern das Strickgewirr auf wunderbare Weise über den Hals gezogen, und gerade als die Budjonnykalmücken auf Pistolenschußweite heran sind und auch die Garben des Maschinengewehrs schon durch die Strohschütten des Wagens zischen, gerade im letzten Augenblick also, hat er den Trakehner, den sie seiner leuchtenden Augen willen „Blinker" nennen, vorm Wagen und springt auf.

„Blinker, zeig, was du kannst!"

Ja, es ist wirklich nicht viel zu erzählen. Blinker hat es geschafft, und es gab keine Peitsche und kein anderes Antriebsmittel, als die beschwörende Stimme seines Herrn.

„Blinker, halt aus! Halt aus, mein gutes Pferd..."

Und Blinker hält aus bis zu dem Augenblick, da nicht nur das wirre Pistolenfeuer der Roten um ihre Köpfe tobte, sondern jählings auch die Kugeln der deutschen Feldwachen.

Als sie Blinker ausspannen, sehen sie, daß er zwei Schüsse in Kruppe und Weiche, einen Querschläger durch den Hals und einen Steckschuß im Widerrist hat.

Er stirbt ihnen unter den Händen, der Blinker. Die große Stimme, die zu allen lebenden Herzen dieser Welt spricht, hat ihm gesagt, daß nun sein Dienst zu Ende ist.

*

Wir saßen noch lange in der Laube des Bauern Sollmann, und die Nacht wurde tief, und auf einmal, nachdem all diese Dinge zwischen uns hin und her gegangen waren, sprach auch der Bauer Sollmann von sich und von seinen Pferden und vor allen Dingen von der Fuchsstute Tina.

Niemals hätte ich gedacht, daß die Stute schon dreiundzwanzig Jahre alt war, und schon gar nicht, daß fast alle Pferde des Bauern Sollmann ihr Blut trugen.

„Ja", sagte der Bauer Sollmann, „da kam ich also aus dem Krieg, und die Frau war fort und der Hof auch. Hypotheken, wissen Sie. Und da hatten sie mir für ein paar lumpige Mark den Weizengrund fortgenommen und auch den Gerstenschlag, und überhaupt alles. Nichts hatte ich mehr, und mein Junge... Na ja, das war damals die Kopfgrippe. Da bin ich zurückgegangen zum Ersatzkommando, und mein alter Spieß war auch noch da, und der gab mir denn die Tina, unser Stangenpferd vom dritten Geschütz. Bezahlen sollte ich später mal, meinte er, er würde es so lange auslegen.

Na, da hab ich dann wieder angefangen als Lohngänger mit meiner Tina. Pferde waren ja knapp damals.

Aber wenn Tina nicht...

Sie hat ausgehalten, Herr, wie keine Frau neben mir ausgehalten hätte, glaube ich. Und dann hatte ich auf einmal genug gespart, und dann langte es zum Anfangen mit einer kleinen Zucht. Wer war meine Stute, was glauben Sie?

Niemals hat sie mich im Stich gelassen, die Tina..."

Ich schwieg. Es war auch nichts dazu zu sagen, und vielleicht mögen Minuten, vielleicht sogar eine Stunde vergangen sein, da sagte der Bauer Sollmann: „Ja, so sind die Pferde!"

Und dann gingen wir schlafen.

Volksgemeinschaft Wehrgemeinschaft

Während der Reichstagung des NS.-Lehrerbundes in Bayreuth wurden auch einige Arbeiten ausgestellt, die von Schülern zum „Hilf-mit!"-Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Wehrgemeinschaft" eingesandt waren. Wenn alle Arbeiten beisammen sind, werden sie in Berlin noch einmal zu einer großen Ausstellung aufgebaut werden. Große Mühe haben sich manche unserer jungen Kameraden gegeben. Da ist z. B. das Modell der Blutenburg, die nicht weit von München liegt. Um das Jagdschloß des Herzogs Sigismund rankt sich ein bunter Kranz von Sagen und Geschichten. Häufiger hatten einige Münchener Jungen Ausflüge nach der Blutenburg unternommen. Da gab es viel zu bestaunen. Die mächtigen Gebäude sind behäbig in die Breite entwickelt, die Schloßkapelle enthält wertvolle Schnitzereien und Gemälde. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß von dem so vorzüglich erhaltenen Schloß keine Baupläne vorhanden waren. Schon sahen die Münchener Jungen eine Aufgabe. Ausgerüstet wie eine wissenschaftliche Expedition, die den Himalaja erstürmen will, ziehen sie mit Zeichenblöcken und Meßgeräten zur Burg hinauf. Die freien Stunden werden dazu verwendet, alle Teile der Burg abzumessen und aufzuzeichnen. Endlich sind die Pläne fertig. Aber damit ist die Arbeit noch nicht getan. Monatelang wird nun gebastelt, gesägt, geknetet, gemalt, denn nach den aufgezeichneten Plänen soll ein naturgetreues Modell der Blutenburg gebaut werden. Das waren herrliche Stunden! Jede Einzelheit wird ausgetüftelt, um alles ganz originalgetreu zu machen — die einzelnen Gebäude, den Wall, Tore, Fenster und Zinnen. Die Erbauer des Blutenburg-Modells waren in der langen Zeit eifriger Arbeit zu einer festen Kameradschaft geworden.

Pimpfe prüfen fachmännisch die von Schülern zum Wettbewerb eingesandten Gemälde, die bei der Reichstagung des NS.-Lehrerbundes ausgestellt waren


Aufnahmen: Alice Heß



Das Modell der Blutenburg



Viele Schüler beteiligen sich mit Flugzeugmodellen an dem Wettbewerb. Es sind ganz vorzügliche Modelle darunter

Segelflieger-Jugend von Hirzenhain

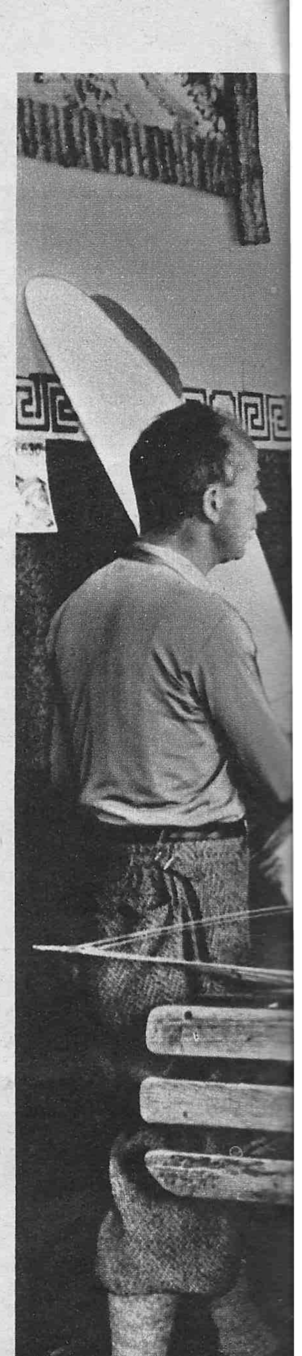


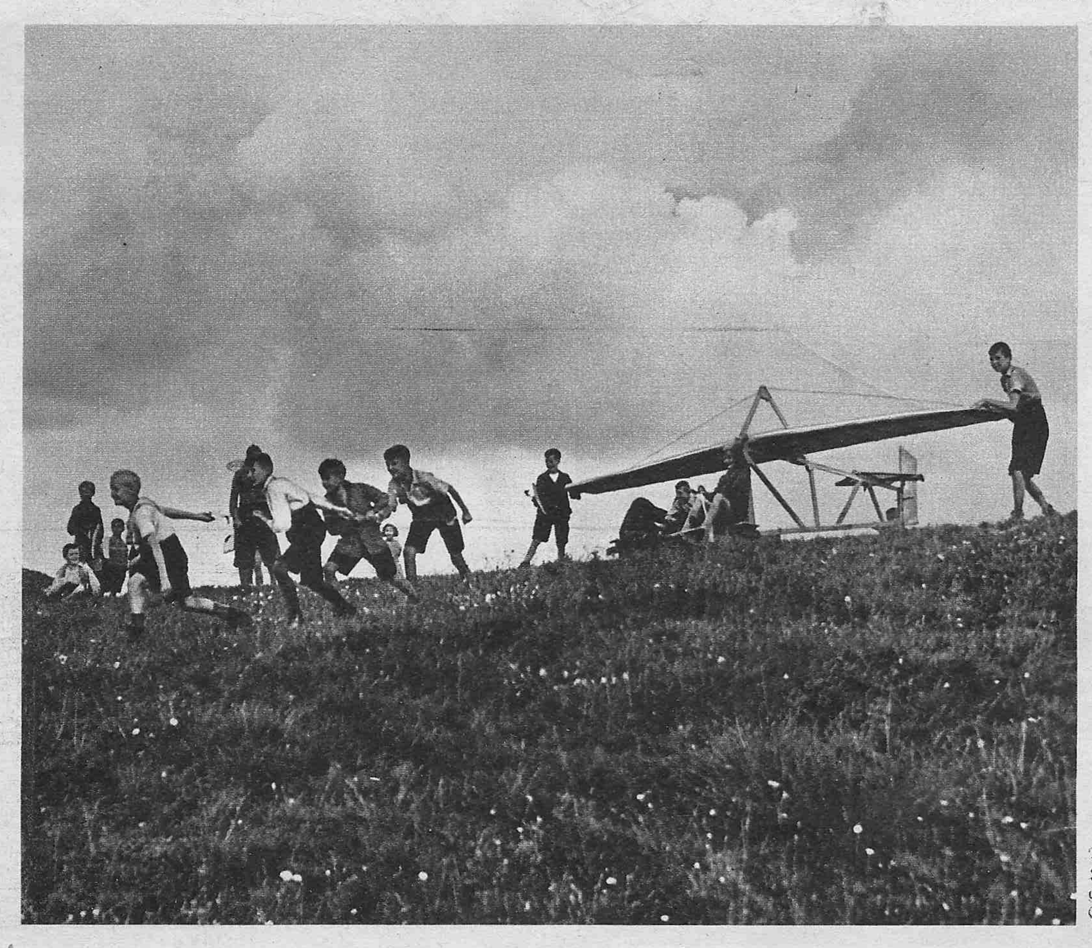
Es ist selbstverständlich, daß jeder Junge von Hirzenhain sein Modell-Flugzeug hat

In Hirzenhain passierte neulich folgende Geschichte: Ein Bauer kommt vom Feld heim und wundert sich, daß er seinen Jungen nicht auf dem Hof sieht. Er geht in die Stube — der Junge ist nicht da. Die Stalltür steht offen; das ist ja merkwürdig. Er guckt in den Stall, in dem es immer etwas dämmrig ist, und kann seine beiden Kühe zunächst gar nicht sehen. Also geht er hinein: — die Kühe sind fort.

Zuerst denkt der Bauer, es hat sie ihm einer gestohlen. Dann erkundigt er sich beim Nachbarn, ob der vielleicht etwas davon weiß. Nun erfährt er, was geschehen ist.

Die Schulklasse hat ein neues Segelflugzeug gebaut; das sollte nun ausprobiert werden. Aber wie kriegt man es auf den Hang. Heraufschleppen können es die kleinen Kerle nicht, dafür ist es zu schwer. Der kleine, sechsjährige Junge des Bauern weiß Rat. Er rennt nach Hause, holt die beiden Kühe aus dem Stall; ein paar Größere müssen ihm anspannen helfen. Dann nimmt er die Peitsche, bringt die Kühe zum Flugzeug, spannt sie richtig vor, und schon wird der „Sturmvogel" zum Hang hinaufgeschleppt.



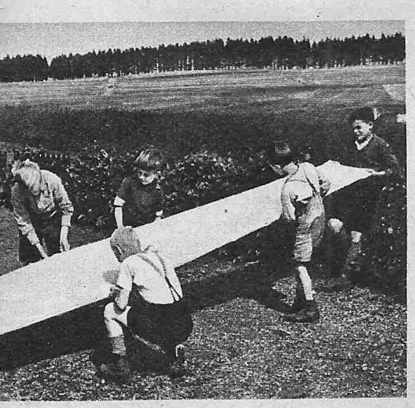


Die Hänge rund um Hirzenhain sind ein ganz vortreffliches Segelfluggelände

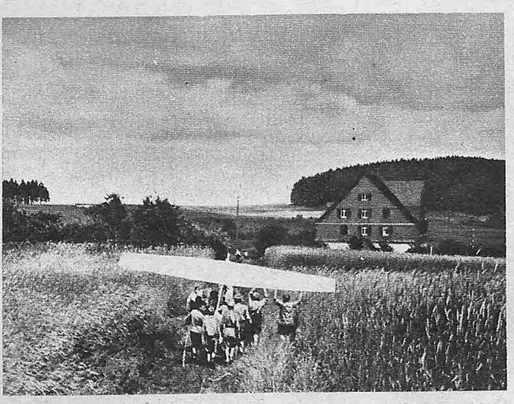
Die letzte f

Wie es kam, daß Hirzenhain zu einem „Fliegenden Dorf“ wurde?

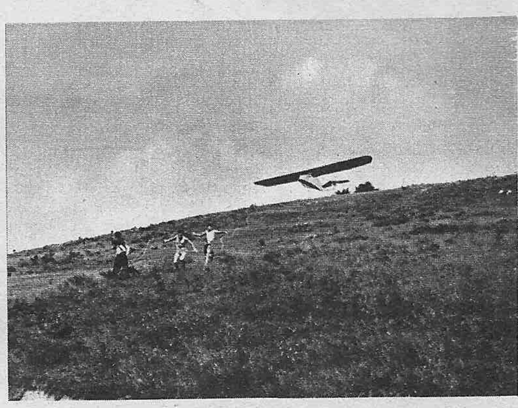
s Bild gibt die einfachste Antwort. Hauptlehrer Schäfer ist mit Leib und Seele Segelflieger. Der Kampf seines Lebens gilt der Eroberung Luft durch den Segelflug. Wenn er seinen Jungen in der Schule Modellbauunterricht erteilt, so werden sie von der Begeisterung ihres rers angesteckt. Nicht nur den Jungen ging es so, sondern nach und nach auch allen erwachsenen Bewohnern von Hirzenhain



hwierige Arbeit: Die Tragfläche wird bespannt azu ist besondere Sorgfalt notwendig



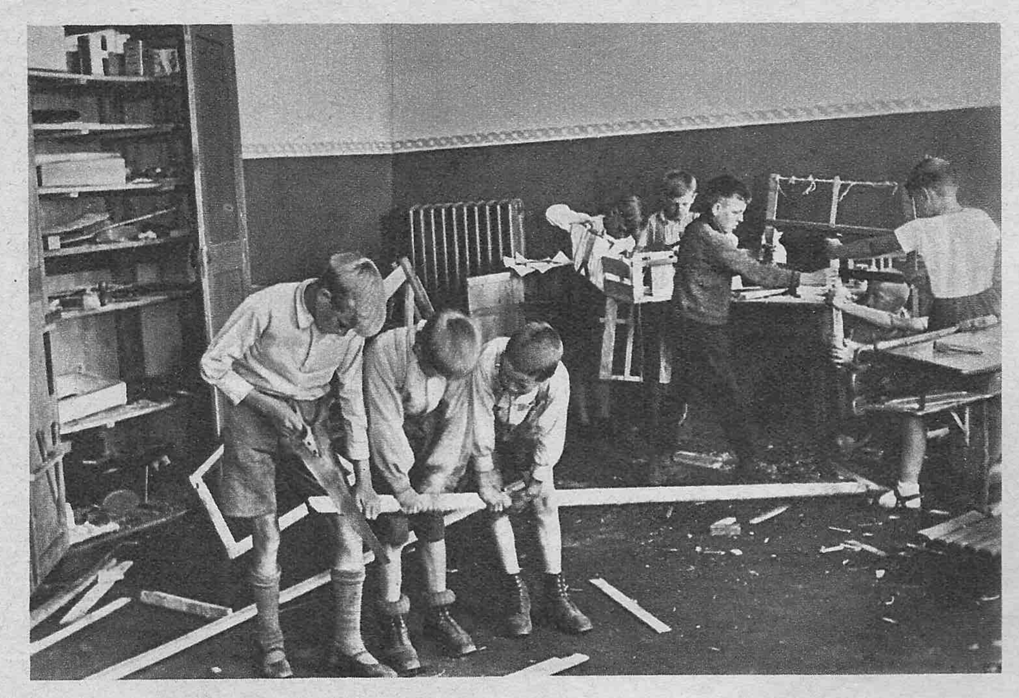
Das fertige Segelflugzeug wird zum Hang getragen, denn nun muß ausprobiert werden, ob es auch fliegt



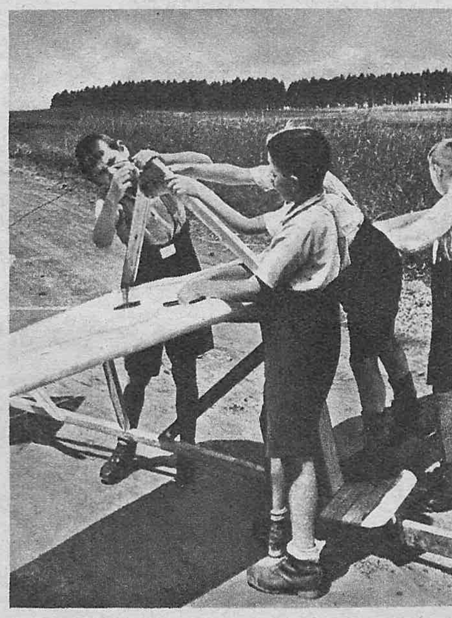
Geglückter Start. Die selbstgebaute „Kiste“ hebt sich in die Lüfte, sicher gesteuert von einem Hirzenhainer Schuljungen



Aufnahmen: Dr. Weskamp



Wenn es darauf ankommt, bauen die Jungen in der Schulwerkstatt aus Latten, Obstkörben und Besenstielen binnen 12 Stunden ein startfertiges Segelflugzeug



Mit äußerster Willensanstrengung und Aufmerksamkeit wird gearbeitet. Wer möchte sich wohl mit einer „Kiste" lächerlich machen, die nicht fliegt?!



Zwischen den Flügen muß auch mal etwas Unsinn gemacht werden. Die kleine Hirzenhainerin, die hier von den Jungen hochgehoben wird, möchte am liebsten gleich bis zu den Wolken fliegen

Der Bauer geht jetzt zum Hang, aber kein Gedanke daran, daß er seinen Jungen an den Ohren genommen hätte. Er ist nämlich selbst ein leidenschaftlicher Segelflieger, und wenn es um die Segelfliegerei geht, dann darf selbstverständlich der Junge auch mal die Kühe aus dem Stall holen.

Übrigens: die Jungen von Hirzenhain, das sind schon Kerle. Die verstehen es, aus ein paar alten Latten, Besenstielen, Obstkörben und ein paar Segeltuchlappen ein richtiges Segelflugzeug zusammenzubauen. Solch ein Flugzeug war ja auch im Februar 1936 auf der Ausstellung „Schule und Luftfahrt" in Berlin zu sehen. Auch dieses Segelflugzeug stammte aus Hirzenhain.

Wo liegt überhaupt Hirzenhain? Nicht weit von Marburg, am Rande des Westerwaldes. Es ist nur ein Dorf wie alle anderen Dörfer in Hessen-Nassau, doch hat es einen Vorteil: Es besitzt herrliche Hänge, so recht geeignet als Segelfluggelände. Mancherlei Erfolge haben die Hirzenhainer Segelflieger auch schon aufweisen können. Bei einem Segelflugwettbewerb blieb ein Hirzenhainer Junglehrer 5 Stunden in der Luft, erreichte eine Höhe von 1860 Metern und bewältigte eine Strecke von 147 Kilometern.

Ich war nach Hirzenhain gefahren, um mir das „fliegende Dorf" einmal näher anzusehen. Gemächlich steige ich die steinige Dorfstraße hinan. Hier sind die Häuser alle mit Schiefer bekleidet und gedeckt. Aus einem Haus tritt gerade der Hirtenjunge und bläst auf seinem Horn. Schon öffnen sich die Ställe, und heraus traben rote Kühe. Ich erkundige mich nach der Schule. Sie liegt am äußersten Ende des Dorfes. Hauptlehrer Schäfer empfängt mich dort. Er ist der Vater des Flugwesens in Hirzenhain; er machte aus Hirzenhain das „fliegende Dorf".

Aber nicht nur die Hirzenhainer Jugend ist restlos vom Fliegergeist erfaßt — auch die Väter sind mit dabei. 13 Jahre ist es nun her, seit es in Hirzenhain mit der Segelfliegerei anfing. An einem Novemberabend des Jahres 1923 saßen ein Schreiner, ein Schmied, ein Elektromonteur und zwei Lehrer aus Hirzenhain beisammen und beschlossen, Segelflieger zu werden. Wie dieser Entschluß in die Tat umgesetzt wurde, das soll im nächsten Heft erzählt werden.

Die Rassen Europas

Menschenschädel erzählen Geschichten aus der Urzeit



Karl Hein (Hamburg) gewann für Deutschland die Goldmedaille im Hammerwerfen

„Der Professor"

Die Bauern im Dorf hatten sich schon daran gewöhnt, daß in dem großen Haus auf der Berghalde am Waldrand ein älterer Mann lebte, ein „Professor", den sie alle für einen Sonderling hielten. Nur die Frauen konnten sich nicht darüber beruhigen, und das hing wohl mit dem geheimnisvollen Zimmer zusammen, von dem die Aufwartefrau einmal erzählt hatte. Menschenschädel waren darin, soviel wußte sie schon — und auch andere Menschenknochen. Nur die Haushälterin durfte hineingehen, aber die war ja nicht aus dem Dorfe; sie erzählte deswegen auch nichts.

Dann und wann strichen die Dorfjungen um den schönen, großen Garten, der das Haus nach allen Seiten umgab, guckten über den Zaun und zählten an den Fenstern ab, welches wohl das geheimnisvolle Zimmer sein könnte. Gar zu gern hätten sie nur einen einzigen Blick hineingeworfen. Ein Zufall kam ihnen zu Hilfe und erfüllte ihnen den Wunsch.

Krach auf dem Schulhof

Während der großen Pause gab es auf dem Schulhof eine regelrechte Prügelei. Die Jungen hatten sich über die Olympischen Spiele unterhalten. Sie wußten die Namen fast aller Sieger in den einzelnen Sportarten. Einer meinte: „Ich habe im Rundfunk zugehört beim 10 000-Meter-Lauf. Mensch, die Finnen, wie die das geschafft haben. Da kam ja keiner mit." Der Fritz meinte: „Wo die das bloß her haben! Der Nurmi war ja auch so'n doller Kerl." Nun mischte sich Karl ins Gespräch: „Die Finnen sind eben eine andere Rasse."

Fritz lachte: „Was verstehst du schon von Rassen?! Sieh dir doch mal die Bilder an; die sehen gar nicht viel anders aus als wir." Aber Karl wollte es besser wissen: „Die Finnen sind 'ne Eskimo-Rasse." Da rief Heinrich, der Spaßvogel der ganzen Klasse: „Setz dir eine Pelzmütze auf, dann bist du selber ein Eskimo!"

Eskimo — das war ein feines Wort. Mit einem Male rief es bald hier, bald da auf dem Schulhof: „Eskimo! — Eskimo!" Zuerst lachte der Karl, aber schließlich wurde ihm die Sache doch zu dumm. Deutlich sah er, wie der Gerd „Eskimo" rief und sich dann hinter einen Kameraden versteckte. Sofort rannte er hinterher, schnappte sich den schmächtigen Jungen; aber da hatte er gleich die ganze Horde gegen sich. Drei, vier Jungen klammerten sich an ihn. Die weniger Mutigen standen im Kreise und feuerten ihre Kameraden an. Recht bedrohlich sah es für den „Eskimo" aus, da griffen zwei starke Arme in den Knäuel, rissen die Jungen auseinander — der junge Lehrer stand zwischen ihnen.

„Vier gegen einen?" fragte er drohend, aber um die Mundwinkel war schon wieder das anerkennende Lächeln. Ein bißchen Rauferei mußte sein zwischen den Jungen. Nichts war ihm so verhaßt wie die ängstlichen Duckmäuser. Er wandte sich an Karl: „Was wollen sie eigentlich von dir?"

Karl zögerte einige Sekunden, dann polterte er los: „Sie haben mich einen Eskimo geschimpft; das lasse ich mir nicht gefallen! Der Heinrich hat angefangen."

„Er hat gesagt, die Finnen gehören zur Eskimo-Rasse", entschuldigte sich Heinrich und machte dabei ein ganz spitzbübisches Gesicht. Auch der Lehrer mußte sich das Lachen verkneifen. „Seh mal einer an, was ihr nicht alles wißt! Also mit der Eskimo-Rasse, das stimmt schon nicht. Überhaupt ist das gar nicht so einfach mit den Rassen, wie ihr euch das denkt. Die Eskimos gehören wahrscheinlich einer asiatischen Rasse an, aber mit den Finnen ist das eine noch verwickeltere Sache. Jedenfalls: die heute in Finnland lebenden Menschen sind zum Teil ihrer Rasse nach mit uns verwandt. Aber wozu nach Finnland gehen, bleiben wir doch einmal in unserem Dorfe. Woher mag es wohl kommen, daß wir alle so verschieden aussehen? Der eine hat ein schmales Gesicht, der andere ein rundes. Der eine hat dunkles Haar und blaue Augen, und der andere hat helles Haar und dunkle Augen. Und dann sind wieder welche, die haben eine ganz helle Haut, helles Haar und blaue Augen. Wir sind doch alle aus demselben Dorf; und die meisten Familien wohnen hier schon seit ein paar hundert Jahren."

„Wir haben einen Stammbaum, der reicht zurück bis zum Jahr 1512", fiel ein Junge ein. Nun wußte jeder noch etwas hinzuzufügen. Der Lehrer ließ sie alle ausreden und freute sich im Innern, daß die Jungen sich so viel um ihre Vorfahren gekümmert hatten.

„Ihr habt ja schon eine ganze Menge Nachforschungen über eure Vorfahren angestellt", sagte er anerkennend. „Dabei wird euch sicher manches aufgefallen sein. Wir gehen jetzt in die Klasse und werden uns ein bißchen darüber unterhalten."

Die Ahnenforscher

Kaum saßen die Jungen in den Bänken, da meldeten sich gleich drei, vier auf einmal. „Immer der Reihe nach", sagte der Lehrer. „Also, schieß mal los, Karl!" Etwas verlegen erhob sich der große Junge:

„Mein Vater ist nebenbei auch Bergsteiger. Er hat schon oft Menschen, die sich in den Bergen verstiegen hatten, heruntergeholt. Manchmal hat die Mutter geweint, wenn die Leute angelaufen kamen und ihn um Hilfe baten. Dann wurde der Vater böse und sagte, wie man darüber nur weinen könnte. Für ihn sei es doch eine Spielerei, die Wand da hochzuklettern, und außerdem müßte man doch den anderen helfen. Unsere ganze Vorfahren sind Bergsteiger gewesen, und der Vater kennt auch Geschichten, wie sein Urgroßvater im Winter in die Berge gestiegen ist und Verirrte heruntergeholt hat. Im Kirchenbuch ist auch sein Sterbetag eingetragen, und es steht dabei: er stürzte von der oberen Wand ab, als er zwei Männer retten wollte, die sich dort verstiegen hatten."

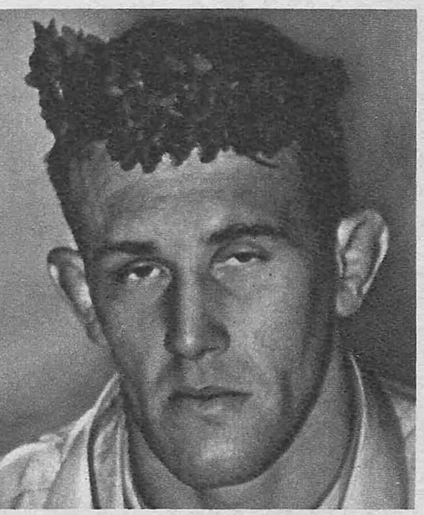
Der Junge setzte sich wieder. „Seht", sagte der Lehrer, „so vererben sich nicht nur Körperbau und Gesichtszüge. Viel wichtiger ist es, daß sich gute Charaktereigenschaften vererben." Nun erhob sich der Fritz: „Sie wollten uns doch noch sagen, wie es kommt, daß wir so verschiedene Haarfarbe und Augen haben!" — Der Lehrer entgegnete:



Lutz Long eroberte für Deutschland die Silberne Medaille im Weitsprung



Gerhard Stöck, ein junger deutscher Erzieher, errang den Sieg im Speerwerfen



Der Schwede Rudolf Svedberg wurde bei den griechisch-römischen Ringkämpfen Sieger im Weltergewicht

„Wie das alles gekommen ist, das läßt sich nicht mit ein paar Worten erklären. Ich will euch einen Vorschlag machen. Morgen nachmittag besuchen wir einmal den alten Professor Degenhardt, von dem die Leute im Dorf ja so merkwürdige Geschichten erzählen; der ist Rassenforscher und weiß das alles viel besser als wir. Ich spreche heute noch mit ihm, und morgen sage ich euch genau Bescheid, wann ihr dort antreten sollt."

Das geheimnisvolle Zimmer

Niemals werden die Jungen diesen Nachmittag vergessen. Da saßen sie nun in dem großen Zimmer und staunten. Ein mächtiger Glasschrank stand an der einen Wand, darin waren Menschenschädel aufgereiht. Gegenüber hingen mehrere Tafeln mit Umrissen von Schädeln. Auf dem Tisch lagen ein paar Hefte mit Bildern von den Olympischen Spielen. Die Jungen blätterten sofort darin herum. Nun kam der Professor herein, gab dem Lehrer und den Jungen die Hand, warf einen Blick auf die Hefte und sagte gleich: „Na, ihr wollt wohl auch mal Olympiakämpfer werden?" Dann legte er mehrere Bilder vor die Jungen hin: „Ich habe da mal ein paar Olympiasieger zusammengestellt. Sie gehören fast alle europäischen Ländern an. Es sind Norweger, Schweden, Finnen, Deutsche, Franzosen. Außerdem seht ihr hier noch einige Amerikaner."

Ein Junge fragte: „Sind die Amerikaner auch eine besondere Rasse?"

Der Lehrer verzog das Gesicht, als ob er Essig geschluckt hätte. Ruhig und sachlich nahm der Professor das Wort: „Du verwechselst Völker und Rassen. In Italien leben die Italiener, die sprechen die italienische Sprache und bilden ein Volk. So bilden auch die Rumänen, die Ungarn, die Franzosen ein Volk. Betrachten wir nun noch einmal die Bilder der Olympiasieger. Wir finden da in der Form der Köpfe viel Ähnlichkeiten. Die Sieger sprechen zwar verschiedene Sprachen und gehören verschiedenen Völkern an, aber ihr Körperbau, die Form des Kopfes, ihre Charaktereigenschaften ähneln sich. Das kommt daher, weil sie das Blut gleicher oder verwandter Rassen in ihren Adern tragen. In Europa gehören Menschen derselben Rassen oft zu verschiedenen Völkern."

Aufnahmen: Schirner (6), Dr. Weskamp (3)



Die 12jährige Dänin Inge Sörensen holte sich im 200-m-Brustschwimmen die Bronzemedaille



Die 13jähr. Amerik. Marjorie Gestring wurde Olympia-Siegerin im Kunstspringen

Aufmerksam hatten die Jungen zugehört, jetzt reckte sich einer auf und sagte: „Ich habe doch gehört, es soll eine ganze Menge Rassen in Europa geben."

„Ganz recht", entgegnete der Professor, „in Europa gab es eine größere Zahl von Rassen. Sie haben sich aber nicht rein erhalten, sondern sich miteinander vermischt. Die meisten Menschen, die in Europa leben, haben daher schon Merkmale mehrerer Rassen. Wir können sagen, daß in Europa fast jedes Volk ein Rassengemisch darstellt und nur ein paar Prozent reinrassige Menschen hat."

Die Wißbegier der Jungen steigerte sich. Fragen schwirrten hin und her: „Woher wissen wir denn etwas von den Rassen?" — „Woher wissen wir überhaupt, wie die Menschen vor so vielen Jahrtausenden ausgesehen haben?" Der Professor deutete auf den Glasschrank. „Diese Schädel haben es uns erzählt, d. h. nicht diese allein, sondern die ganzen Schädel und Knochen von Menschen der Vorzeit, die nach und nach von den Gelehrten in ganz Europa ausgegraben worden sind. Solche Schädel können uns manche Geschichte erzählen."

„Das können doch Schädel von Menschen gewesen sein, die erst vor hundert Jahren gelebt haben", wandte ein ganz Kluger ein. „Woher weiß man denn, wie alt sie sind?"

Auch darauf wußte der Professor zu antworten: „Die Erde hat nicht immer so ausgesehen wie heute. Sie hatte vielleicht höhere Gebirge als heute. In Zeiträumen von vielen Jahrtausenden wurde ein Teil der Gebirge durch Wolkenbrüche, Schneeschmelzen und wandernde Gletscher zu Tal getragen. In den Tälern entstanden so über der alten Erdschicht neue Schichten. Manchmal kam auch das Meer ins Land und überdeckte die alte Erdschicht mit einer viele Meter hohen Sandschicht. Wenn wir nun Löcher in die Erde graben, so kommen wir auf verschiedene Erdschichten: Sand, Lehm, Kreide, Schiefer und die verschiedenen Gesteinsarten. Die Gelehrten können durch Vergleich und viele andere Dinge, die ich gar nicht erst aufzählen will, berechnen, aus welchen Jahrtausenden die einzelnen Erdschichten stammen. Wenn sich nun in diesen einzelnen Erdschichten Überreste von Menschen finden, so werden die genau so alt sein wie die Erdschicht selbst. Am wichtigsten sind den Forschern nun immer die Schädel gewesen, weil sich an ihnen am sichersten die Merkmale einer Rasse feststellen lassen. Es gibt da lang- und kurzköpfige Schädel, Schmalgesichter und Breitgesichter, wie ihr das hier auf den Tafeln aufgezeichnet seht. Doch ich will hier nicht so viel Dinge aufzählen. Ihr wollt ja keine Rassenforscher werden. Aber ein paar Geschichten weiß ich, merkwürdige Geschichten, die sich vor vielen tausend Jahren ereignet haben; die will ich euch gern erzählen.

Der Zug nach Norden

Einmal war das deutsche Land mit gewaltigen Eismassen und Gletschern bedeckt, die wanderten langsam nach Norden und gaben das Land frei. Urmenschen lebten hier, groß und kräftig, die jagten den Urstier und die wilden



Der junge G. Höckert, Finnland, siegte im 5000-m-Lauf in Olympia-Rekordzeit



Der Franzose Charpentier siegte im Einzel-Straßenrennen über 100 km



Glenn Morris holte für die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Goldmedaille im Zehnkampf

Tiere der Urzeit. Ein Stamm von ihnen zog den Gletschern nach, nicht in Tagen und Wochen, nein, vielleicht in vielen Jahrtausenden. Ströme gab es zu durchschwimmen, in Sturm und Regen auszuhalten, des Sommers Hitze und des Winters harte Kälte zu ertragen. Nicht immer fand sich eine schützende Höhle. Und wer den Steinspeer, die Steinaxt nicht mit starkem Arm sicher führte, der vermochte sein Leben nicht gegen die wilden Tiere zu verteidigen. Die Kranken und Schwachen blieben zurück bei der Wanderung. Sie kamen um. Erhalten konnte sich nur, wer stark und kräftig war, wer klug die Strömungen der Flüsse ausnützte und das Raubtier zu beschleichen verstand. So kam aus dem Urmenschenstamm eine starke, mutige Rasse; wir nennen sie die nordische. Und was auf der langen Wanderung geschah, das nennen wir Auslese."

Der Eibenhof

Das ist die Geschichte von Sven, dem Germanen, der auf dem Eibenhof saß. Gunne hieß sein ältester Sohn, und Harald der zweite. Viel Vieh gehörte zum Hof, Pferde und Rinder und mächtige Stiere mit breiter Stirn. Als Sven alt war, sprach er zu Osa, seiner Frau: „Ich will den Hof nicht Gunne geben. Sieh dir seinen Kopf an, er ist anders geformt als der meine, obwohl ich weiß, daß es unser leibliches Kind ist." Osa erschrak. Aber sie entgegnete nichts, denn Sven war ein zorniger Mann. Sie ging zu Trönde, dem Alten. Der wußte um alle Sippen und um die Geschichte des ganzen Stammes. Stumm hörte er zu, was Osa erzählte. Nach einer Weile sprach er: „Ich komme morgen, um Sven das zu erzählen, was ihm sein Vater hätte erzählen sollen."

Am andern Abend saß Trönde, der Alte, in der großen Halle des Eibenhofes und fragte Sven: „Weißt du, woher deine Sippe kommt?" Sven schüttelte den Kopf. Darauf sprach Trönde: „Wenn du es wüßtest, würdest du dich nicht weigern, Gunne den Hof zu geben; darum will ich es dir erzählen. Ich weiß es von meinem Vater, und der weiß es von meinem Altvater. Und dem haben es die erzählt, die vorher auf dem Hof saßen. So ist es aus Urzeiten bis auf mich gekommen. Zweierlei Menschen sind unter uns, du kannst sie leicht voneinander unterscheiden. Die einen haben das schmale, hohe Gesicht. Weit nach hinten heraus ragt ihnen der Schädel. Schmal und hochgebaut ist die Nase. Die andern sind noch um einiges höhergewachsen als sie. Mächtiger ragen ihnen die Schultern; eisernen Willen trägt der eckige Kopf auf dem kürzeren Hals. Beide sind Blut von unserem Blut und Stamm von unserem Stamm.

Einstmals in Urzeit war jeder der beiden Stämme für sich. Jeder hatte eigene Art. Kaum einer weiß noch heute von den Waffengängen, die sie gegeneinander führten. Und dann ward Friede zwischen ihnen, denn Raum für beide hatte das Land. Sie mischten ihr Blut, es kreuzte sich, sie wurden ein Volk — unser Germanenvolk. Auch du hast Blut von beiden. Und die Kinder, die von dir kommen, die schlagen mal nach der einen und mal nach der andern Seite, aber der eine ist nicht minder wert als der andere."

Stumm saß Sven in der Halle, reichte Trönde die Hand. Der Alte sprach: „So tue gleich, was Recht und Brauch ist in unserm Stamme." Da ließen sie Gunne in die Halle rufen, und Sven gab ihm den Hof."

*

So erzählte der Professor. „Und was waren das nun für Urstämme", fragte einer der Jungen. Der Professor erklärte: „Das Germanenvolk bildete sich aus einer Vermischung der hochgewachsenen, schlankeren nordischen Rasse und der schwerern, wuchtigeren fälischen Rasse. Doch überwog bei den Germanen das Nordische. Rassenmischung kam ja häufiger vor, davon erzählt auch die nächste Geschichte."

Das Dorf ohne Frauen

„Von Norden waren sie gewandert nach Südosten, um Land zu suchen; denn in der Heimat am Nordmeer hatte der Stamm sich stark vermehrt, und es war nicht mehr Raum für alle. Am Fuße des Gebirges hielten sie Rast, begannen Stämme zu schlagen, und jeder baute sich seinen Hof. Zwanzig junge Männer waren es, von einem Germanenstamm, der am Nordmeer wohnte. Aber der Stärkste und Klügste unter ihnen war Odinkar. Als das erste Jahr um war, sagte er zu seinen Gefährten: „Wir haben uns keine Frauen mitnehmen können, denn der Weg war zu weit; aber wozu bauen wir unsere Höfe, wenn keine Söhne da sind. Halfdan, einer der ältesten unter ihnen, sprach: „Du hast recht, und ich wüßte wohl, wo wir uns Frauen nehmen könnten. Zwei Tage Wegs sind es von hier; da wohnen Menschen — groß und stattlich und kühn sind sie, daß man sich schier vor ihnen fürchten muß. Laß uns von ihnen einige ihrer Töchter erbitten."

Odinkar stimmte ihm zu: „Klug rätst du uns, Halfdan; auch ich war einige Tage fern vom Hof, für uns nach Frauen zu suchen. In die Berge stieg ich hinauf; dort fand ich ein Volk, gedrungen gewachsen und nicht gar groß. Breit das Gesicht und kürzer die Beine, als die Menschen unseres Stammes. Rund und breit sind ihre Schädel, kurz und schwer der Nacken. Doch es ist schwer, dem Mann zu einem Weibe zu raten. Jeder hat darin anderen Sinn. Seht selber nun zu, daß ums Jahr ein jeder sein Weib hat." — Da zogen einige zum Stamm mit den kühnen Gesichtern; andere stiegen hinauf ins Gebirge, um sich Töchter der Rundköpfe zu holen."

*

Der Professor wartete nicht erst die Fragen der Jungen ab, sondern fuhr fort: „Germanen sind nach Süden und Südosten gewandert, um Land zu suchen. Sie trafen dort mit zwei anderen Rassen zusammen. Die eine ist die dinarische; sie hat Menschen mit kühnen Gesichtern und Adlernasen; die andere ist die ostische Rasse mit den mehr runden Schädeln. Noch andere Rassen gab es in Europa: die westische, gebaut wie die nordische, nur kleiner und zierlicher, lebhafter im Wesen, mit braunen Augen und dunklem Haar. Dann nenne ich euch noch die ostbaltische Rasse. Alle diese Rassen haben sich miteinander vermischt. Jedes Volk in Europa hat seine Eigenart. Das hängt davon ab, welche Rasse am stärksten in der Mischung vertreten ist. Im deutschen Volke werden etwa 50 Prozent nordischen Blutes sein. Jeder von uns hat wohl nordisches Blut in den Adern, der eine mehr, der andere weniger. Von welchen Rassen wir Eigenschaften in uns tragen, das geht nicht nur aus der Form des Körpers und des Schädels hervor, sondern auch aus den Charaktereigenschaften, die wir besitzen."

Eine Weile war es still in dem Zimmer. Der Lehrer erhob sich, dankte dem Forscher; dann gingen die Jungen mit hochroten Köpfen nach Hause. Aber stolz waren sie, denn nun wußten sie endlich, was das mit den Rassen für eine Bewandtnis hatte.

Der Läufer

Von Felix Dhünen-Sondinger

Bei den Olympischen Spielen in Berlin wurden nicht nur sportliche Wettkämpfe ausgetragen; auch die Künstler aus aller Welt waren zum friedlichen Wettkampf angetreten. Rund 800 von ihnen (Baumeister, Maler, Bildhauer, Dichter und Musiker) aus allen Ländern hatten Werke eingesandt zum Olympischen Wettbewerb der Künste. Deutschland gewann in diesem Wettbewerb fünf Goldmedaillen; u. a. erhielt der deutsche Dichter Felix Dhünen für sein Gedicht „Der Läufer", das wir hier abdrucken, eine Goldmedaille.

„Groß war der Sieg.
Wer bringt ihn nach Athen?
Könnt' ihn ein Adler mir in seinen Krallen
Hintragen,
Damit unsre Stadt
Sich sicher weiß vorm Zugriff Asiens!
Läufer, tritt vor
Und präg nur dies dir ein:
Der Sieg ist unser. –
Flügle deinen Schritt!
Laß deinen Weg den Feind jetzt sein
Den Perser,
Den laufend du bezwingst!"

Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.
Die erste Meile
Tupf' ich mit den Zehen nur an
Und leg' sie hinter mich.
Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.
Ihr, Sehnen, werdet halten.
Muskeln, schüttelt die Müdigkeit
Aus eurem straffen Leib!
Nur du, mein Herz,
Klopf nicht zu freudig an die Rippen mir!
Du sollst den längsten Wirbel trommeln
Deines Lebens.
Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.

Flügle deinen Schritt,
Befahl der Feldherr.
Schon bin ich deinem Aug', Miltiades entschwunden.
Die Äcker drehn,
Die Bäume sich beiseite.
Was wirbelnd meine Füße mir verbirgt,
Ist es gleich Staub,
Ich will's für Schwingen halten,
Die schwebend mich wie einen Gott entführen
Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.

Schöpf aus der Luft,
Die dich als Meer umfließt,
Den ganzen Becher deines Brustkorbs voll,
Und schütt ihn aus,
Und füll ihn dir aufs neue!
Das treibt die Füße schnell wie Räder an.
Zum Ziel! Zum Ziel!
Athen, du bist so weit. –
Sie werden vor den Toren mich erwarten,
Die Alten und die Kinder mit den Müttern.

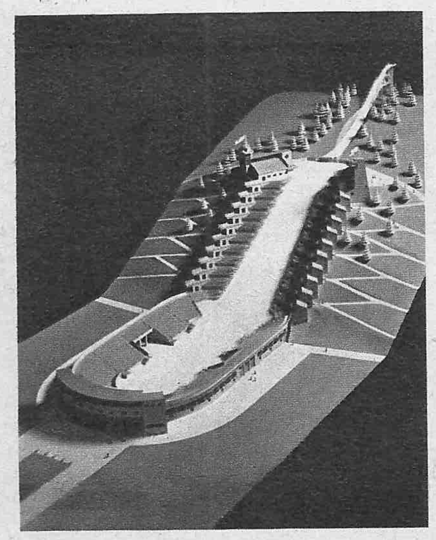
Mein Haarschopf mag
Von weitem flatternd es verkünden,
Falls dann die Kehle mir
Zu trocken sein wird.
Der Sieg ist unser. –

Kein Wolkendach schirmt mich vor deinen Strahlen,
Du Himmelsstürmer, Zeuge dieser Schlacht,
Die Blut verschüttete,
Um Blut zu retten.
Wie sie die Schiffe nur mit Müh' erreichten!
Wo blieb da eure Reiterei,
Die nie besiegte?
Ein Wall von Männern hat Athen beschützt.
Ein Wall, der angreift,
Merkt euch das, Barbaren!
Ihr werdet's nicht so bald noch einmal wagen.
Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.

Nun wird es steinig.
Achte auf den Pfad!
Im Laufen sichre springend deinen Fuß
Und führ' von Insel ihn zu Insel dorthin,
Wo wieder blindlings du
Nur seiner Schnelligkeit vertrauen darfst.

„Miltiades – Athen" heißt meine Strecke.
Gibt's schönere Namen auf der ganzen Erde? –
Bergauf.
Das nimmt mir zuviel Atem fort.
So mäßige deinen Schritt. – Beflügle ihn!
Jetzt zeigt der weite Umblick von dem Hügel,
Wie trostlos fern Athen.
Wann werden deine altvertrauten Mauern
Den Horizont mir schmücken? –

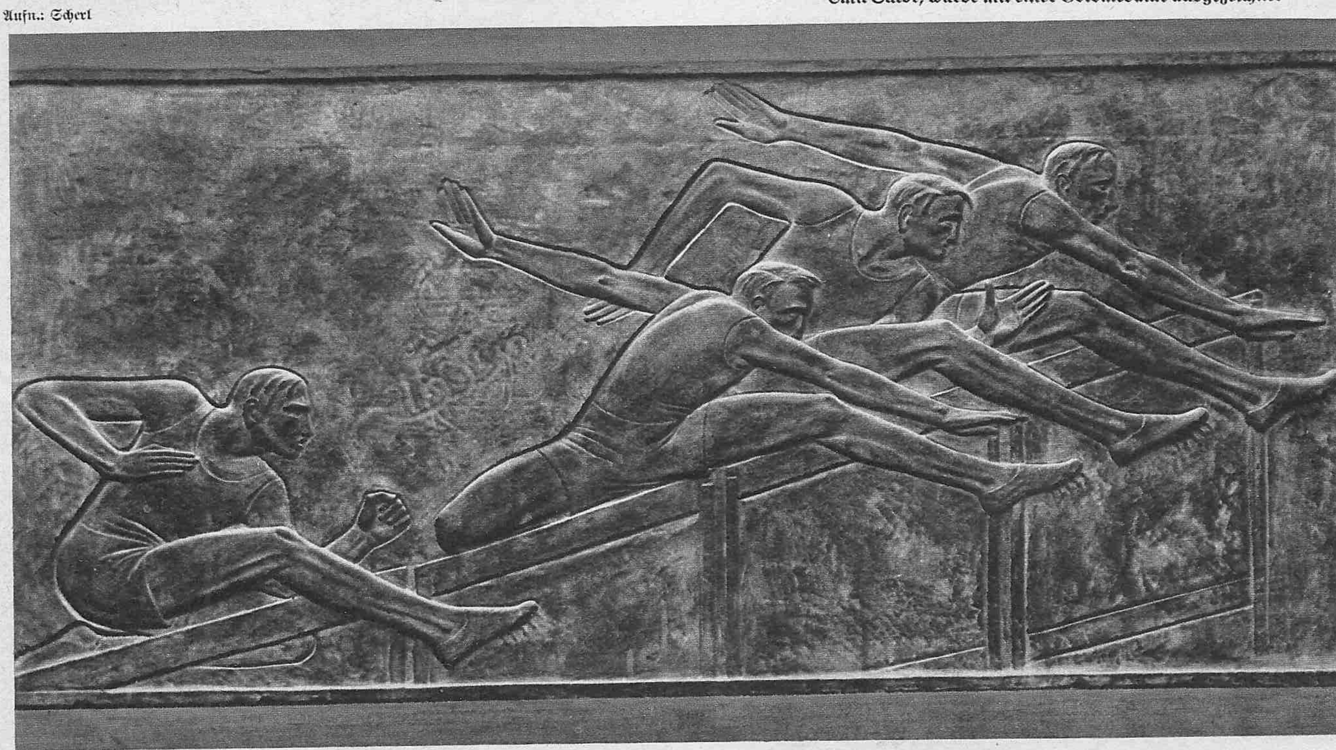
Aufn.: Scherl



Hermann Kutschera (Österreich) erhielt in der Gruppe „architektonische Entwürfe" die Goldmedaille für das hier abgebildete Modell eines Schistadions

Aufn.: Scherl

Das Relief „Hürdenläufer", ein Werk das deutschen Bildhauers Emil Sutor, wurde mit einer Goldmedaille ausgezeichnet



So denk, hier sei der Anfang erst,
Hier stünde Miltiades,
Gäb' hier Befehl zum Lauf,
Und tauche mit ungebrochnem Mute
In die endlose Ebene hinab. – –

Stürme nicht sinnlos dahin!
Reit' deine Mähre zu früh nicht zuschanden!
Denn sie ist nicht
Wie des Sonnengottes kraftdampfendes Gespann
Mit Unermüdbarkeit begabt.
Mühselig hämmern ihre beiden Hufe
In diesen sandigen Weg
Die schmale Spur.

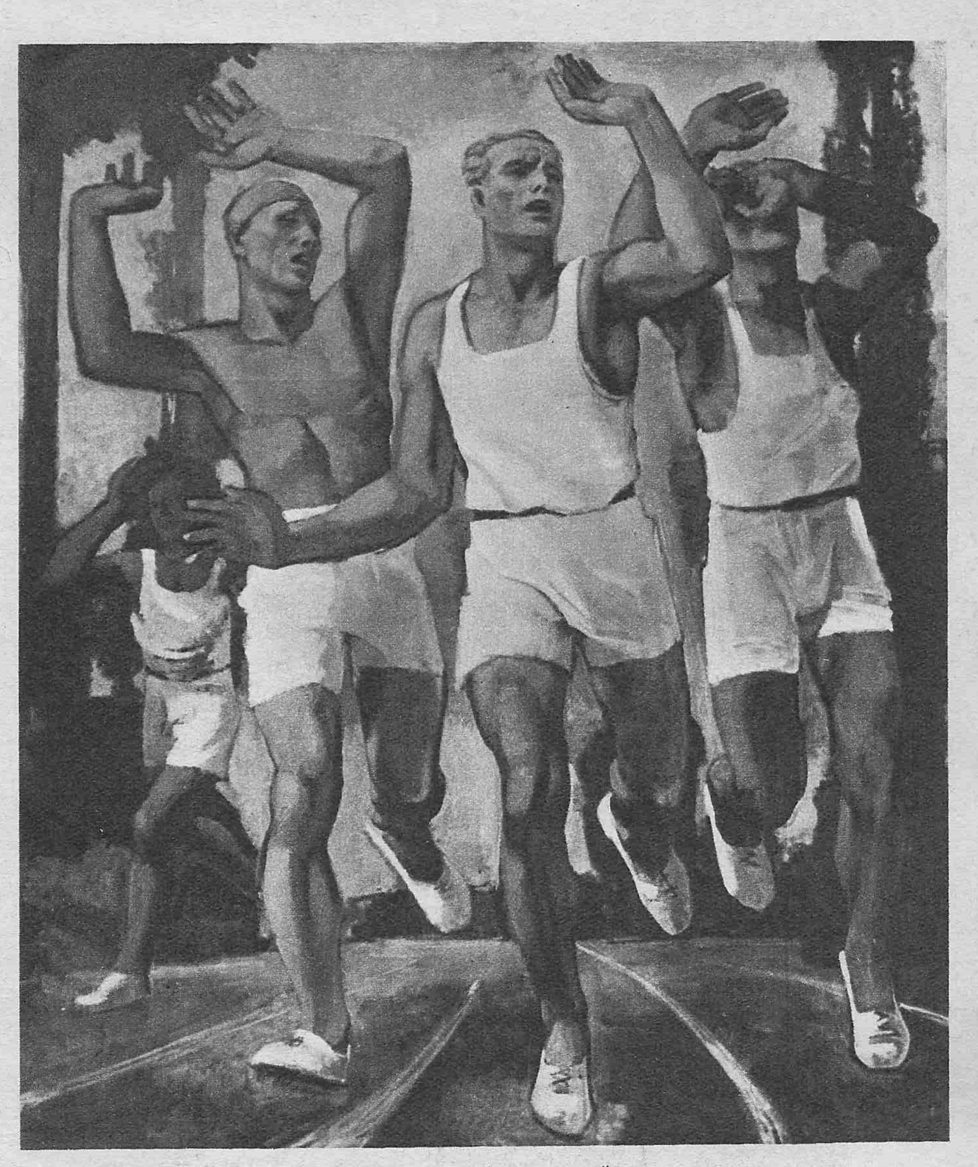
Wer preßt mit unsichtbarer Riesenfaust
Aus meinen Poren alle Feuchtigkeit?
In tausend Bächen
Rinnt's an mir herab.
Herz, du mein Herz,
Du machst allein mir Angst,
– Die Schenkel kann ich zwingen –
Schlage ruhig,
Wir haben doch den Sieg, schlag ruhig, mein Herz!
Der Sieg ist unser, unser ist der Sieg.

Rast? Rast?
Nein, keine Rast.
Nur niemals Rast.
Ich trockne innen aus. Voran! Voran!
Wie weit noch mag es sein?
Kein Mensch, kein Tier, kein Vogel.
Bin ich allein?
Das einzige Wesen zwischen Erd' und Himmel,
Verdammt, in alle Ewigkeit zu rennen?
Die Füße schmerzen:
Strafe ihrer Trägheit.
Ich weiß, wozu sie mich verlocken wollten.

Mein Keuchen klingt,
Als bellten Wölfe auf meiner Spur.
Da packt mich einer in der Hüfte.
Ich möchte schreien,
Nur Röcheln kommt aus trocknem Schlund.
Es würgt.
Es reißt inwendig an der Brust.
Und dennoch gebe ich den Schenkeln keine Ruh!
Greift aus, greift aus! –
Jetzt sehe ich Athen,
Die goldene Akropolis.

Nun wirf dich hin!
Stehst du auch wieder auf?
Zehn Atemzüge nur.
Nein!
Du stehst nicht auf.
Miltiades, nach einem Adler riefst du,
Ich bin ein Mensch. – Doch ich gehorche dir.
Hör auf zu denken. – Lauf!
Der Sieg ist unser. Unser Sieg.
Sah ich nicht schon die Tore und die Burg?

Athen ist wieder weit.
Mein Schädel will zerspringen.
Die Zunge liegt,
Ein toter Hund, im Maul.
Und immer neuer Schweiß.
Ist das schon Blut,
Was über meine Augen rötlich rinnt?
Schweiß oder Blut,
Mir gleich.
Voran!



Eine silberne Medaille erhielt Rudolf Hermann Eisenmenger (Österreich) für sein Gemälde „Läufer vor dem Ziel" Aufn.: Bittner

Noch wieviel tausend Schritte?
Zählen. Zählen.
Ein Gong ist meine Brust,
Das Herz der Klöppel.
Die Füße straucheln fortgesetzt
Auf ebenem Boden.
Rudert mich, ihr Arme,
So rudert doch den matten Leib
Ins Ziel!

Zusammen brech' ich nicht.
Nicht unterwegs. Das weiß ich.
Ich besitze
Noch ungeheure, ungeahnte Kräfte.
Doch wie mach' ich mich den Athenern
Dann verständlich?
Einen Zweig. –
Die Erde dröhnt,
Als wäre sie ganz hohl,
Als müßt' ich sie mit meinen Füßen rollen.
Wohin? Wohin?
Von Sieg zu Sieg.
Da ist Athen.
Ist das ein Tor,
Was auf und nieder schwebt?
Sonst stand es fest.
Sind's Menschen,
Die wie Schatten wehen?
Bin ich schon nah genug?



Der deutsche Dichter Felix Dhünen (Franz Sondinger) erhielt die Goldmedaille für sein Gedicht „Der Läufer". — Dhünen ist nicht nur Dichter, sondern zugleich Schauspieler und Spielleiter in Berlin Aufn.: Rosemarie Clausen

Noch nicht. Doch jetzt.
Jetzt: – – S i e g !

Das letzte Opfer
Des großen Sieges von Marathon
Fiel vor den Mauern unserer Stadt Athen.

Hinnerk der Ingenieur

Eine Halliggeschichte
von Martin Dey

Der Junge, von dem ich erzählen will, hatte noch niemals eine Eisenbahn gesehen oder ein Auto, ein Motorrad oder gar eine elektrische Straßenbahn. Er kannte keine Wasserleitung, keinen Gasanschluß und kein elektrisches Licht, obwohl er schon 14 Jahre alt war. Nicht einmal wie eine Straße aussieht, wußte er, und das lag daran, daß er auf einer ganz kleinen Insel geboren wurde. Sie war so flach, daß im Herbst der Weststurm die Fluten darüber hinjagen konnte. Nur ein paar Bäume, die kleine Kirche und die zwölf Gehöfte, die auf der Insel lagen, ragten dann aus den tosenden und brodelnden Wassermassen hervor. Zum Schutz gegen die Sturmfluten hatten die Fischer dort kleine Hügel aufgeschüttet, auf denen standen die Häuser. In Hinnerks Heimat nannte man die Hügel Warften. Sie waren nicht sehr hoch, vielleicht drei bis vier Meter, und wenn einmal besonders schwere Sturmfluten kamen, dann spülten die wilden Brandungswellen bis an die Türen der niedrigen, strohgedeckten Gehöfte.

Auf solch einer winzigen Insel also ist Hinnerk geboren und groß geworden. An der Westküste von Schleswig-Holstein, etwas südlich von Föhr und Amrum, liegt sie, und sie heißt Hallig Hooge. Hinnerk half früh bei den Arbeiten auf dem Hof, in den Ställen und beim Heueinbringen, verstand schon mit zehn Jahren Ruder und Segel zu bedienen und vertrieb seine Sonntage damit, über das Watt zu laufen, Muscheln zu suchen, mit dem Kescher Makrelen zu fangen und nach Seehunden auszuschauen.

Wieder war Winter. Grau und trüb hing der Dezemberhimmel über der Hallig. Endlich kam der Weihnachtsabend heran, und als alle Warftbewohner feierlichst in der großen Stube versammelt waren, stellte Hinnerks Vater einen braunen, feinpolierten Kasten auf den Tisch und begann lange und umständlich an seinen Drähten und Knöpfen zu hantieren. Plötzlich geschah etwas ganz Seltsames: der Kasten begann zu heulen und zu pfeifen, und dann füllte plötzlich ein wundersames Tönen und Klingen den niedrigen Raum, so herrlich, wie Hinnerk es nie zuvor in seinem Leben gehört hatte. Dann tönte plötzlich eine Stimme aus dem Kasten. Hinnerk erschrak, aber der Warftbauer lächelte nur. „Das ist ein Rundfunkgerät", sagte er, „und die Musik kommt aus Hamburg."

„Aus Hamburg?" fragte Hinnerk und wollte es nicht glauben. Der Vater mußte ihm immer wieder erklären, was es mit dem seltsamen Rundfunkkästchen auf sich habe und warum man Musik damit hören konnte, die so weit fort, in Hamburg, gespielt wurde. Ja, warum? Das konnte der Warftbauer auch nicht sagen.

Von nun an saß Hinnerk jede freie Minute vor dem Empfänger, drehte an Knöpfen und Hebeln und lauschte voll Andacht und Hingabe auf jedes Wort und jeden Ton, der aus der weiten Welt, aus Hamburg und London, Berlin und Kopenhagen zu ihm in die Einsamkeit drang. Wie groß war doch die Welt und wieviel Dinge gab es darin, von denen die Halligleute nichts geahnt hatten.

Nach einigen Wochen war es manchmal, als ob der braune Kasten nicht mehr so laut spräche wie zu Anfang. Man hatte Mühe, einen fernen Sender einzustellen, und bald konnte man überhaupt nur noch Hamburg damit empfangen. Und dann war es eines Tages ganz aus. Der Apparat gab keinen Ton mehr von sich, soviel man auch an seinen Knöpfen drehen und stellen mochte. – „Das kommt, weil der Akkumulator leer ist", sagte der Warftbauer und zeigte Hinnerk den seltsamen Glasbehälter mit den grauen Bleiplatten darin, die mit dem Empfänger durch allerlei Drähte verbunden waren. Doch damit gab Hinnerk sich nicht zufrieden. Er wollte alles genau wissen.

Doch der Bauer wußte selbst nichts. Es dauerte eine Weile; dann nahm er den leeren Akku mit nach Husum, und ein Nachbar holte ihn dort ein paar Tage später wieder ab. Hinnerk betrachtete ihn genau, konnte aber keine Veränderung feststellen. Aber es mußte doch wohl etwas damit vorgegangen sein, denn als der Warftbauer ihn nun wieder an die Drähte anschloß, musizierte und sprach der Empfänger wieder genau so laut und klar wie am ersten Tage. Mittlerweile wurde es Sommer, und die ersten Fremden kamen zur Hallig hinaus.

Eines Tages geschah etwas Merkwürdiges. Einer der Reisenden, die mit dem Motorboot von Wittdün gekommen waren, blieb am Abend auf der Hallig zurück. Er hatte mit den Leuten auf Kongenswarft gesprochen und um ein Zimmer gefragt, wo er gegen gute Bezahlung ein paar Wochen ungestört wohnen könnte. Die Hallig hatte nun einen Bewohner mehr. Er war ein seltsamer Mann, denn er benahm sich genau so, wie die Jungens von den Warften, lief mit ihnen bei Ebbe draußen im Watt herum, fing mit dem Kescher Makrelen und hielt Ausschau nach Seehunden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß Hinnerk ihn bald kennenlernte. Zunächst war es nur eine ganz flüchtige Bekanntschaft, aber dann wurden die beiden bald gute Freunde. Und das kam so: Als sie einmal zusammen an der Schleuse saßen, die das Wasser des großen Priels vom Meere abtrennt, sagte Herr Wagenfeld — so hieß der Fremde —, wie gut es ihm auf der Hallig gefalle, wie ruhig und still es da sei, während in Hamburg, der großen Stadt, in der er zu Hause wäre...

„Hamburg?" unterbrach ihn Hinnerk, „das ist doch die Stadt, in der der Rundfunksender ist, den wir hier immer hören. Dann müssen Sie doch auch mit dem Rundfunk Bescheid wissen?"

Ja, das wußte Herr Wagenfeld. Ganz genau wußte er das, denn er war Ingenieur und kannte sich in diesen Dingen aus. Nun ließ Hinnerk ihm keine Ruhe mehr, bis er alles wußte, was es vom Rundfunk zu wissen gab. Am meisten aber fesselte ihn, was Herr Wagenfeld über die Elektrizität sagte, diese geheimnisvolle unsichtbare Kraft, mit der Sender und Empfänger gespeist werden mußten. Und daß man Elektrizität überall erzeugen könnte, auch auf der Hallig.

Herr Wagenfeld malte und zeichnete die Maschinen auf, mit denen man Elektrizität erzeugen konnte und berechnete, wie groß wohl eine Dynamomaschine sein müßte, um einen Akkumulator damit laden zu können und wieviel Kraft notwendig wäre, eine solche Maschine anzutreiben. Ein kleines Windrad, vielleicht einen Meter hoch, meinte er, das würde vollauf genügen, und es wäre nicht einmal schwer, es zu bauen. So und so müßte es gemacht werden, erklärte er. Als Hinnerk immer noch mehr fragte und immer noch mehr wissen wollte, bauten sie schließlich zusammen ein kleines Modell. Vier Flügel hatte es. Wenn abends der Wind zur Küste stand, drehte es sich surrend im Winde.

Aber dann reiste der Ingenieur eines Tages wieder ab, und die Leute auf der Hallig hatten ihn bald vergessen, nur Hinnerk nicht. Er träumte davon, auch solch ein tüchtiger Mann zu werden wie Herr Wagenfeld, dem es ein leichtes war, auf der Hallig eine Dynamomaschine aufzustellen, mit der man die Akkus elektrisch laden konnte, ohne sie erst nach Husum zu bringen. Ja, darüber dachte Hinnerk nach; aber er sagte niemandem etwas von diesen Träumen, denn er wollte sich nicht auslachen lassen.

Hinnerk dachte auch darüber nach, daß man vom bloßen Träumen kein tüchtiger Mann wird, sondern nur davon, daß man seine Sache anpackt. Und er wollte seine Sache anpacken. Ein großes Windrad zu bauen, genau so, wie das kleine Modell aussah, das Herr Wagenfeld gebastelt hatte, das traute er sich wohl zu. Nur die Dynamomaschine, das war der Haken, die mußte gekauft werden. Zum Kaufen aber gehörte Geld, und Geld hatte Hinnerk nicht. Er dachte also darüber nach, wie man auf der Hallig zu Geld kommen könne. Es war eine schwere Frage. Aber als Hinnerk ein paar Tage darüber nachgegrübelt hatte, fiel ihm etwas ein, und er beschloß, es zu versuchen.

Die Leute auf der Hallig hatten in den nächsten Tagen viel zu lachen, denn Hinnerk, der doch sonst ein ganz vernünftiger Junge war, kroch, wenn Ebbe war und das Wasser ganz tief stand, an der Landungsbrücke herum und fischte Seesterne. Er pflückte sie von den Pfählen ab und angelte sie mit seinem Kescher unter dem Balkenwerk hervor — große, kleine, wie es gerade traf. Seesterne, soviel, daß man sich wirklich nicht vorstellen konnte, was er damit wohl anfangen wollte. Aber Hinnerk mußte wohl wissen, wozu er sie haben wollte, denn er kochte sie aus, kratzte mit einem Messer alles Weiche heraus, breitete die leeren Sterne in der Sonne aus und ließ sie fein säuberlich trocknen. Mit den runden, buntgefleckten Seeigeln machte er es genau so. Alle Jungen auf der Hallig hatten auf diese Weise schon Seesterne getrocknet, und die Erwachsenen hatten es, als sie jung waren, wohl auch getan. Darüber gab es also nichts zu lachen. Doch wieviel Sterne und Igel Hinnerk sich zusammensuchte, das war es, worüber die Leute auf der Hallig den Kopf schüttelten. Eine ganze Sammlung hatte Hinnerk, und darüber lachten sie.

Aber bald lachten sie nicht mehr. Im Gegenteil, sie nickten mit dem Kopf und sagten: Sieh einer an, der Hinnerk — wer hätte das gedacht!

Als nämlich das nächste Mal wieder eine Schar von Reisenden auf der Hallig ankam, da stand Hinnerk mit seiner schönen Sammlung an der Anlegebrücke: „Andenken an Hallig Hooge!" rief er, und die Fremden standen um ihn herum und kauften. Stück für Stück schlug Hinnerk seine getrockneten Seesterne los, und den Preis berechnete er je nach der Größe. Hinnerk bekam ▸

viel zu tun in diesem Sommer, denn viele Reisenden kamen, um die Hallig zu besuchen, und alle wollten ihr Andenken haben. Als der Sommer herum war, hatte Hinnerk viel Geld, mehr als der Preis betrug, den Ingenieur Wagenfeld für die Kosten einer kleinen Dynamomaschine berechnet hatte. Nun war Hinnerk ein gutes Stück weiter; denn jetzt konnte er mit gutem Mut darangehen, das Windrad zu bauen.

Zunächst suchte er einmal einen guten Platz dafür aus. Ganz am Ende der Warft sollte es stehen, etwas abseits vom Gehöft, nach Westen hin, von wo für gewöhnlich der Wind kam. Dann begann Hinnerk ein Loch auszuschachten, da hinein wollte er den Balken setzen, der das Ganze einmal tragen sollte. Aber da gab es gleich Schwierigkeiten. Der Warftbauer wollte nämlich von einem Loch mit einem Balken darin nichts wissen. „Laß die Dummheiten, Junge!" sagte er, und da blieb Hinnerk denn schließlich nichts anderes übrig, als mit der Wahrheit herauszurücken. Er mußte erzählen, wozu er das Loch gegraben hatte und was das Ganze einmal werden sollte. Ein Windrad, damit man eine Dynamomaschine treiben konnte, um die Akkumulatoren zu füllen.

Als der Warftbauer das hörte, begann er zu lachen, und alle Leute, die auf der Hallig davon erfuhren — und es gab niemanden, der nicht davon erfuhr —, lachten mit. „Das kommt von der Freundschaft mit dem verrückten Fremden", sagten sie, „der hat dem Hinnerk soviel dummes Zeug erzählt, daß er glaubt, er wäre jetzt selbst so schlau wie ein Ingenieur."

Nein, das glaubte Hinnerk nun wirklich nicht; aber so schlau, um ein Windrad bauen zu können, so schlau, dachte er, wäre er wohl doch, und das wollte er den Leuten auf der Hallig schon beweisen. Aber nun, da der ganze Plan einmal verraten war, war es für ihn nicht leicht, an seinem Windrade zu arbeiten. Hinnerk mochte sich verkriechen in welchen Winkel er wollte — immer kam jemand, um sich gerade dort etwas zu schaffen zu machen, etwas zu suchen oder eine dumme Frage zu stellen —, und dann schlichen sie auf Zehenspitzen wieder fort und lachten: „Wir dürfen dort nicht stören", sagten sie, „denn Hinnerk, der Ingenieur, baut ein Elektrizitätswerk, und dazu muß er seine Ruhe haben."

Nur langsam kam Hinnerk mit seiner Arbeit vorwärts. Die vier Flügel des Windrades, die hatte er zwar bald geschafft. Aber als er dann darangehen mußte, die Räder für die verschiedenen Übertragungen zu bauen und alles genau so abzupassen, daß das letzte der Übertragungsräder, an das einmal der Dynamo angeschlossen werden sollte, um viele, viele Male schneller lief als die langsamen Flügel, da gab es manche Nuß zu knacken. Mal klappte dies nicht und mal jenes nicht, und nirgendwo konnte Hinnerk sich Rat holen. Aber schließlich war er doch eines Tages mit seinem Windrad fertig. Wenn er es einmal spätabends, wenn schon alles dunkel war und ihn niemand beobachten konnte, aus der Scheune herausschleppte und draußen auf der Warft auf einem Versuchsgestell aufbaute, dann drehte es sich wirklich, und alle Scheiben und Räder, die es antreiben sollte, drehten sich mit. Nur, ob das Rad, wenn es erst einmal gebraucht werden sollte, auch schnell genug laufen würde, das machte Hinnerk Sorge.

Und es wurde bald Ernst! Das war an dem Tage schon, als das Motorboot, das zweimal in der Woche von Föhr mit der Post nach Hallig Hooge herüberkam, ein schweres Paket mitbrachte. Das Paket war für Hinnerk bestimmt. Das wunderte den Warftbauern sehr. Als er aber hörte, daß er für Hinnerks Paket dem Postboten eine große Summe auszahlen solle, da wurde er zornig und schlug auf den Tisch. „Das Paket nehme ich nicht", schrie er, „und mit den Dummheiten von dem Jungen, das hört jetzt auf." Aber da stand Hinnerk auch schon hinter ihm und zählte das Geld auf den Tisch. „Das habe ich mir im Sommer verdient", sagte er, „und in dem Paket ist der Dynamo für mein Windrad. Ich habe Herrn Wagenfeld geschrieben, daß er mir einen schicken soll."

Nun wurde Hinnerks Vater nachdenklich. „Immer noch die Flausen mit dem Akkumulator", brummte er. Aber dann öffnete er selbst das Paket, denn nun war er doch neugierig geworden. Ein kleines schwarzes Eisengestell kam zum Vorschein, ein rundes Gehäuse mit allerlei blanken Kupferdrähten daran. Der Warftbauer schüttelte enttäuscht den Kopf. „In Husum, der Händler, wo ich den Akku immer hinbringe", knurrte er, „der hat große Marmortafeln an der Wand und viele Schalter und Knöpfe. Das ist doch etwas anderes als dieses kleine Ding da! Was soll man denn damit anfangen?"

Hinnerk erklärte es ihm. Und es war nur gut, daß der Warftbauer nichts von den verwickelten Erklärungen verstand, denn so merkte er nicht, wieviel davon nicht so ganz richtig war. „Na, gut", sagte er schließlich, „dann wollen wir mal sehen, ob das Ding auch so gut läuft wie dein Mundwerk."

Auf diese Weise bekam Hinnerk nun also plötzlich Hilfe. Der Warftbauer selbst schachtete an der Stelle, die Hinnerk bestimmte, ein neues Loch auf der Warft aus und setzte dann den Tragbalken ein, an dem das Windrad angebracht werden sollte. Dann gingen sie zusammen daran, die Treibriemen und das Räderwerk zusammenzufügen. Hinnerk sagte, so und so müßte es gemacht werden, und der Vater brummte etwas, und dann führte er es aus. Nach ein paar Stunden stand das Windrad richtig an seinem Platz. Als dann endlich die Brise kam, die abends immer zum Land steht, drehten sich Flügel und Räder lustig im Winde. Nun schraubte Hinnerk den Dynamo auf und verband sein Treibrad mit der letzten Scheibe des Räderwerks seiner Windmaschine — und richtig begann der kleine Dynamo zu brummen und zu schnurren, daß es nur so eine Freude war...

Die Neuigkeit von Hinnerks großem Paket und der Arbeit, die er zusammen mit dem Warftbauer vollbracht hatte, sprach sich sehr schnell auf der kleinen Hallig herum. So kamen denn die Leute von den einzelnen Warften mal auf einen Sprung herüber, um sich das Wunderwerk anzusehen. Schweigend umstanden sie das Windrad, das sich in einem fort drehte, mal schnell, mal langsam, je nachdem die Brise anstieg oder abflaute...

„Ja, Hinnerk", sagten sie, „da bist du nun also wirklich ein tüchtiger Ingenieur. Wir hätten das nicht gedacht!"

Hinnerk wurde rot. „Wir müssen mal abwarten", wehrte er ab, „ob auch wirklich alles klappt, wenn der erste Akku angeschlossen wird — und das ist erst in vier Wochen. Unserer ist erst gerade neu geladen."

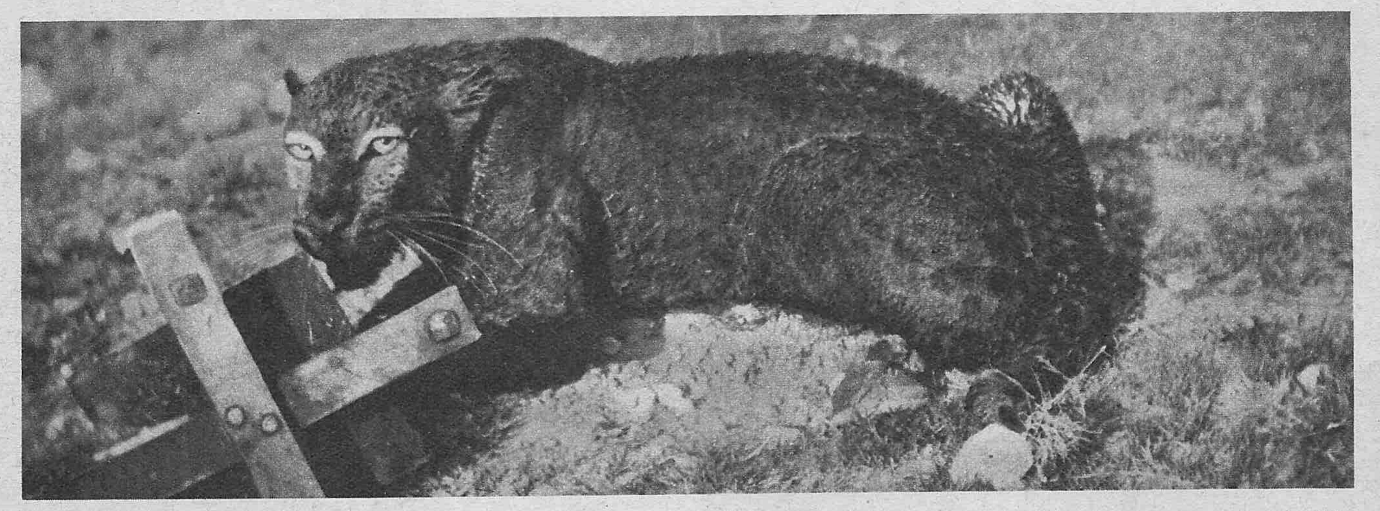
„So, so", sagten die Nachbarn, „das weißt du noch nicht, ob alles klappt. Ja, das ist ja etwas anderes." — „Und ich dachte schon", sagte dann einer von ihnen, „ich hätte dir gleich unseren Akku zum Laden geben können! Da ist er, ich habe ihn gleich mitgebracht. Aber dann will ich ihn doch mal lieber mit nach Husum nehmen... Das ist wohl sicherer."

Nun wurde Hinnerk aber erst richtig rot. Er wußte wirklich nicht, was er jetzt machen sollte. „Du kannst ihn ja schließlich mal hierlassen", sagte er endlich, und das Herz klopfte ihm bis zum Halse, weil er nun gleich eine Probe ablegen sollte, ohne erst mal alles in aller Ruhe allein ausprobieren zu können. Er nahm den Akkumulator an sich und begann mit zitternden Händen die Drähte der Bleiplatten mit denen des Dynamos zu verbinden. „So", sagte er, „morgen Mittag bring ich ihn wieder." Die Halligleute nickten, und dann gingen sie wieder heim.

Hinnerk schlief in dieser Nacht nicht. Er konnte den Morgen nicht abwarten, und ehe es noch recht hell war auf der Hallig, schlich er schon aus dem Bett, um nach seinem Windrad zu sehen. Es drehte sich immer noch, und der Dynamo schnurrte genau so fröhlich wie am Abend zuvor. Wenn ich nur alles richtig gemacht habe, dachte Hinnerk besorgt. Dann stellte er das Windrad ab, löste die Drähte, trug den fremden Akku in die Stube hinüber und schloß ihn, um gleich einen Versuch zu machen, an den eigenen Radioapparat an. Aber soviel Hinnerk auch an allen Knöpfen drehen mochte, der Lautsprecher gab keinen Ton von sich. Mutlos und niedergeschlagen gab Hinnerk seine Versuche auf. Doch als er dann darüber nachdachte, was er wohl verkehrt gemacht haben könne, da fiel ihm plötzlich ein, daß es ja noch viel zu früh war, um Rundfunk zu hören. Die Sender hatten mit ihrem Programm ja noch gar nicht begonnen. Erst um 6 Uhr fing in Hamburg das erste Morgenkonzert an, und jetzt war es kaum 4 Uhr durch.

Unruhig und eigentlich ohne große Hoffnung wartete Hinnerk die Zeit ab. Minute um Minute verrann. Noch nie waren ihm zwei Stunden so lange geworden; aber schließlich waren sie doch herum, und mit dem Glockenschlag sechs begann es im Lautsprecher zu summen, und dann erklang plötzlich die wohlbekannte Stimme des Ansagers. Hinnerk verstand vor lauter Aufregung kein Wort. Man konnte hören, konnte mit dem von seinem Dynamo geladenen Akku hören! Sein mühsames Werk war gelungen! Hinnerk war an diesem Morgen der glücklichste Mensch von Hallig Hooge — ach, was sage ich, von der ganzen Welt!

Der Schluß dieser Geschichte, die sich wirklich zugetragen hat, ist nun schnell erzählt: Die Leute auf der Hallig ließen ihre Akkus jetzt nur noch bei Hinnerk laden, und wenn mal sonst an ihren Rundfunkapparaten etwas nicht in Ordnung war, dann kamen sie damit auch zu ihm. „Hinnerk, der Ingenieur", sagten sie, der wird das wohl schon wieder hinkriegen." Der Warftbauer wurde ordentlich stolz auf seinen Jungen. Jedesmal, wenn er das Windrad auf der Warft sich in der Abendbrise drehen sah, nickte er mit dem Kopf, und wenn die Halligleute fragten, was denn mit ihm werden sollte, wenn er Ostern von Pfarrer Möller eingesegnet und aus der Schule entlassen würde, dann sagte der Warftbauer: „Ich habe sieben Kinder; die kann der Hof doch nicht alle ernähren, und darum kommt Hinnerk nach Hamburg. Er wird Ingenieur!"



Der Leopard, der in unsere Karakul-Schafherde eingebrochen war, erhält seinen verdienten Lohn. Da sitzt er in der Falle, die wir abends aufgestellt hatten

Aufn.: Wöckel

Deutsche in Südwest-Afrika

Glühend rot ist gerade die Sonne hinter den mächtigen Felsenkuppen der Auser Berge untergegangen. Im Kral neben dem weißgestrichenen Farmhause blöken die Kälber und erwarten ihre Mütter. Auf der kleinen Anhöhe etwas seitab steht heute noch das brüchige Lehmgebäude aus Vaters erster Siedlerzeit. Als ausgedienter Schutztruppenreiter hat er sich hier niedergelassen und mit etlichen Eingeborenen eigenhändig sein Heim errichtet. Das ist viele Jahre her. Lehm bröckelt ab von den selbstgeformten Backsteinen. Längst wohnt die Familie im neuen Gebäude etwas seitab am trockenen, breiten Flußbett des Riviers. Die Sonne hat breite Ritzen in die selbstgezimmerte Tür des alten Wohnhauses gebrannt. Sie steht offen. Zwei Feldbetten und einen mächtigen Tisch aus Eichenholz erkennt man in dem wellblechgedeckten Raum. An ihm saßen einst deutsche Reiter, spielten ihren Skat und brauten ihren steifen „kalten Arm" (Grog), als er noch droben in der Militärstation im Wachlokal stand. Das ist auch schon lange her.

Der Abendwind spielt mit dem großen Pfefferbaum vor der Türe. Die nackten Beine übereinandergeschlagen, sitzt ein flachsblonder Wuschelkopf auf der ausgetretenen Türschwelle, sinnt mit seinen klaren blauen Augen über Sand und Dornengestrüpp hinüber zum mächtigen Eisenbahndamm, dessen Geleise westwärts weisen, hinein in die weiten öden Flächen der Namib, weiter über Schakalskuppe, über den Grasplatz, über die sandigen Dünen. Endlich am blauen Meer ein Halt. Dort liegt Lüderitzbucht. Dort ging Hilde zur Schule, dort verlebte sie im deutschen Schülerheim fast die Hälfte ihres bisherigen Lebens. Es waren lustige Jahre dort unten. Sie lacht heute noch hell auf, wenn sie daran denkt, wie das Pavianmännchen des dortigen Arztes plötzlich als Mittagsgast im Speisesaal erschien, wie der erschrockenen Küchenfee die Suppenschüssel entglitt und wie der Affe in tollen Sprüngen von Tisch zu Tisch hüpfte. Mit geschwungenem Stuhl forderte ihn der Lehrer zum Zweikampf heraus. Schon schaukelte das Biest an der hohen Fahnenstange vor dem Heim vergnügt hin und her.

Ganze vier Jahre liegt die Schulzeit schon hinter ihr. Seitdem kam sie selten mehr in die Bucht herunter.

Die Freundinnen aus jener Zeit sind weit verstreut. Hier und da kommt ein Brief von einer entlegenen Farm. Da erfährt sie von den Schulkameradinnen die neuesten Ereignisse im weiten Afrika. Eigentlich wäre jetzt sie an der Reihe, wieder zu antworten. Das ist bald erledigt. Vom Leben auf ihrer Farm, vom ersehnten Regen, vom neuen Windmotor, von den letzten Lüderitzbuchter Besuchen ist bald alles erzählt. Was sie sonst noch bewegt, das geht die da draußen vorerst noch nichts an. Das ist ein stiller, unentwegter Kampf zwischen Vater und Tochter, der erst ausgekämpft werden muß.

Drüben in der alten Heimat ist ein neues Reich geworden. Hitlerfahnen wehen auf den Straßen. Braune Kolonnen marschieren durch die Städte und Dörfer. Adolf Hitler, ein schlichter Frontsoldat, führt diese große, ferne Heimat zu Ehre, zu Macht, zu echtem Frieden. Der Vater war ja auch deutscher Soldat gewesen. Stets zog er die schwarzweißrote Fahne am Mast vor dem Farmhause hoch, wenn am 18. Januar die Gründung des 2. Reiches gefeiert wurde. Und jetzt hat Hilde mit ihrer älteren Schwester Eva eine große Hakenkreuzfahne genäht. Die soll nun statt der alten wehen. Das ist nicht so leicht zu erreichen. Längst hängen die Bilder des Führers und seiner treuesten Mitkämpfer in Hildes Mädchenzimmer. Der Vater äußert sich nicht darüber; aber eine neue Fahne, eine Hakenkreuzfahne freiflatternd auf der Farm? Nichts zu machen —! Schwarzweißrot ist die Fahne, unter der er kämpfte!

Ja, eine Revolution hatte es in Deutschland gegeben. Hatte die Nachkriegszeit mit ihren Wirren nicht bereits genug zerschlagen? In dem alten Vorkriegsdeutschen brach damals ein großer Glaube zusammen, als die Heimat nach dem Weltkriege so traurig zusammengehauen war. Sollte wirklich die Umkehr kommen? — Und doch muß es Vater noch einsehen, daß wir Jungen recht haben, denkt Hilde. Schließlich sind in den neuerstandenen Ortsgruppen der Partei in unserer Kolonie auch nicht die Schlechtesten zusammengeschlossen. Wir Jungen vertrauen auf unseren Führer. Wir glauben an ein neues Deutschland. Wir haben Kraft und überwinden die Not.

Die Mutter ruft. Drüben am Drahtzaun vor dem Küchenfenster steht eine kräftige, blonde Frau. Sie gießt Wasser über den selbstgebauten Kühlraum, damit die Milch am nächsten Morgen frisch zur Bahn gebracht werden kann. Schnell läuft Hilde hinüber. Der ältere Bruder hat die Post aus Deutschland von der Station mitgebracht. Unter der großen Karbidlampe in der Küche liest die Mutter einen Brief ihrer Schwester aus Westfalen, und Heimweh steigt in ihr auf. Ihre Gedanken wandern zurück in die Vergangenheit.

Mit achtzehn Jahren war sie als eine der ersten deutschen Frauen viele Jahre vor dem großen Krieg nach Deutsch-Südwestafrika gekommen und eine rechte Farmersfrau geworden. Sie kennt keine Gefühlsduselei. Ein Leben lang hat sie hart gearbeitet und mit ihrem Manne treue Kameradschaft gehalten. Leicht war's ja nicht. Der Mann ist auswärts. Ihre schwere Stunde naht. Hottentottenweiber, die zur Farm gehören, nimmt sie nicht. Sie ist die Herrin, die bleibt sie auch heute. So schenkt sie allein, ganz allein ihrem ersten Jungen das Leben. Es kamen dann noch vier Geschwister nach.

Voll Stolz blickt die Mutter heute auf ihre beiden großen Jungen und die drei Mädels, die gewohnt sind, zuzupacken und den Betrieb fast selbständig führen können. Fritz ist längst nicht mehr daheim. Er ist Frachtfahrer und brummt wöchentlich zweimal mit seinem mächtigen Chevroletlastwagen am Farmhause vor. Er holt sich eine geflickte Hose, bringt seinen Schwestern eine Blechkanne voll reifer Maulbeeren. Er versorgt die Farmen im Umkreis von vielen hundert Kilometern mit Mehl und Benzin, wird überall sehnlichst erwartet und kennt den Süden der großen deutschen Kolonie wie kein zweiter.

Karli, der Älteste, aber hütet und pflegt seine Karakulschafherden. Schon am frühen Morgen ist er draußen am entlegenen Viehposten und besucht die eingeborenen Viehwächter. Dort holt er dann die frischen Karakulfelle; dort erfährt er von dem alten

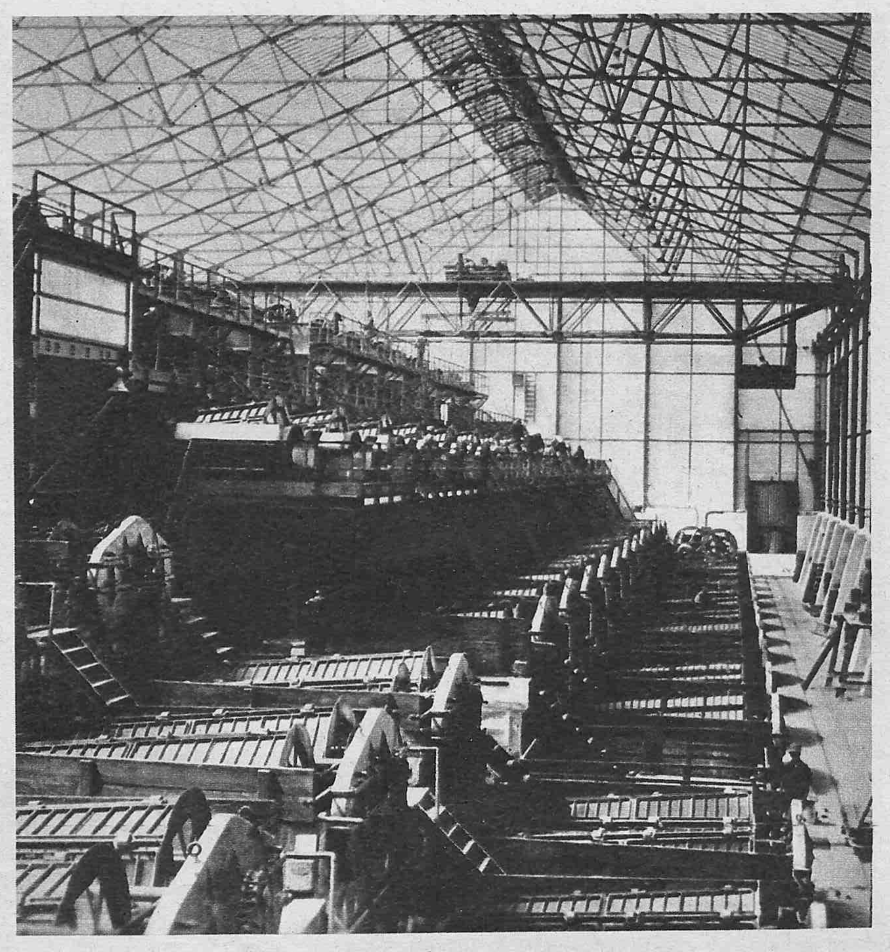
Hottentotten, daß in der Nacht ein Leopard ein wertvolles Muttertier schlug und in die wilde Gebirgsschlucht schleppte. Schon am nächsten Abend steht die schwere Schlagfalle vor dem Dornenkral, in dem ein angebundenes Ziegenlämmchen sich jämmerlich nach seiner Mutter abblökt. Der Räuber kommt in der dunklen Nacht. Das Schlageisen faßt seine rechte Vorderpranke. Schweißtriefend faucht der Räuber am nächsten Morgen den jungen Farmer an. Ein Schuß aus dem Infanteriegewehr bringt ihm sein Ende.

An diesem Vormittag sitzt der Vater in der schattigen Laube vor dem Hause. Viel Schweiß und Mühe und mancherlei Sorgen brachten ihm die vergangenen Jahrzehnte. Mit freudigem Stolz rückt er jetzt seinen verwitterten breitrandigen Filzhut zurecht. Geschafft haben wir es doch. — Friedlich grasen drunten im Rivierbett die Kühe und Rinder. Etliche Reitpferde lassen träumend im Schatten der Kameldornbäume die Köpfe hängen. Die schwarzen Ferkel reiben voll stillen Behagens ihre staubigen Borsten an der Steinschwelle des Hauses.

Gegen Mittag kommt Hilde aus der Siedlung herunter. „Du, Vater, hast du's schon gelesen: Deutschland kriegt endlich wieder seine Soldaten. Der Führer hat die allgemeine Wehrpflicht eingeführt!"

Hastiger als sonst nimmt der Vater die Zeitung. Seine Augen leuchten: „Herrgott, wer hätte das gedacht! Seit 1914 sind wir da draußen uns selbst überlassen, weil die Heimat gegen eine Welt kämpfen mußte und dann geschlagen am Boden lag. Und jetzt endlich, endlich bekommt Deutschland wieder ein Volksheer, wird frei. Das schafft der Führer."

Lange sitzt am Abend die Familie auf der luftigen Veranda beisammen. Heute ist der Vater so gut aufgelegt wie seit langem nicht mehr. Bilder erstehen vor ihnen allen vom großen Krieg und seinem Ausgang für die Kolonie: Englische Soldaten bewachen etliche Tausende internierte Schutztruppler im Gefangenenlager hinter Stacheldraht. Schier wollten die Gefangenen vergehen im ewigen Einerlei der Monate und Jahre in ihren niederen Lehmhütten mit dem Zeltbahndach vor Weh nach der Heimat. Ansteckende Krankheiten rafften viele aus den Reihen der Kameraden dahin. Auf dem Friedhof reihte sich Grab an Grab. Da flohen manche hinein in die Wildnis. In den Bergen hausten sie monatelang. Nachts schlichen sie heimlich zur Farm herunter. Die Mutter versorgte sie mit Wasser, Milch, Brot, Fleisch, Tabak. Dann verkrochen sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel. Flucht nach Deutschland war unmöglich. Aber nur frei, frei sein. Gehetzt, heruntergekommen, den Kopf voll trübseliger Gedanken verbrachten sie so Monat um Monat. Und dann brachten sie die Engländer doch wieder in den Camp.

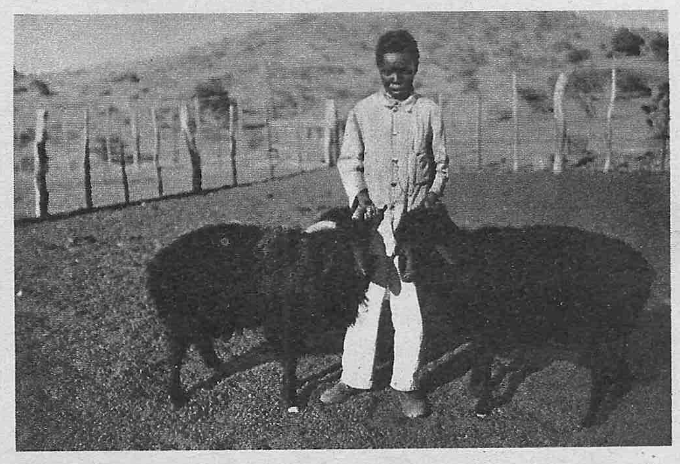


Südlich und östlich von Lüderitzbucht liegen die Diamantenfelder. Im Jahre 1908 wurden dort die ersten Diamanten gefunden. Unser Bild zeigt einen Diamantgroßbetrieb in Lüderitzbucht mit Schüttel- und Trommelsieben

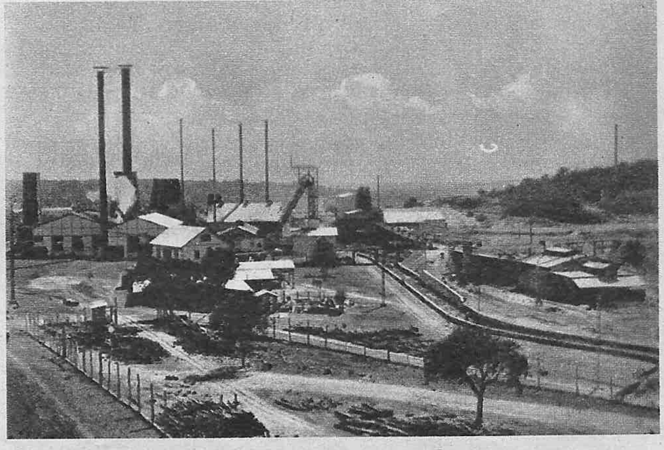
Aufn.: Deutsche Kolonialgesellschaft (3)

Die Buren wurden die Herren im Lande. Der deutsche Farmer will es kaum verwinden, daß diese Herrschaften auf einmal die Macht in Händen hielten. Und doch hielt man durch, wenn auch die Zukunft wenig Hoffnung bot. Man hat sich nicht kleinkriegen lassen. „Soldaten müßt ihr mir beide noch werden; wir werden's schon schaffen", sagt der Vater zu seinen Söhnen. Bis tief in die Nacht schmieden sie Pläne, wie das wird mit den Deutschlandreisen in nächster Zeit.

Am anderen Morgen flattert die Hakenkreuzfahne am hohen Mast. Der Vater überzeugt sich selbst, ob sie auch ordentlich gehißt worden ist. Beim Mittagessen rückt Hilde heraus mit ihrem großen Plan. Sie will als erste nach Deutschland in den Frauenarbeitsdienst. Die Mutter ist längst für den Plan gewonnen. Der Vater sagt zu. — Vierzehn Tage später tönt der Gong über das Deck des Woermanndampfers in der Lüderitzbucht: „Besucher von Bord!" Mit dem Hafenschlepper stampfen der Vater und ihr Bruder Fritz zurück. Ein BDM.-Mädel aus Deutsch-Südwest reist nach Deutschland, um das große Wunder mit eigenen Augen zu schauen. Fritz Wöckel.



Junge Karakulschafe. — Deutschland hatte in seinen Kolonien eine wertvolle Ergänzung zur heimischen Viehzucht. Darum brauchen wir wieder Kolonien



Tsumeb war der Mittelpunkt des Kupferbaues in Deutsch-Südwest. Unsere Kolonien lieferten Bodenschätze, auch darum müssen wir wieder Kolonien haben

Die Kraniche ziehen!

Von Dr. Franz Graf Zedtwitz

Ein Kranich am Horst
Aufnahme: Dr. Brandt

Ein grauer Herbstmorgen quillt über den Rand der Erde. Der Wind pfeift in den Bäumen des Bruchs, die als dunkle Klumpen in dem nächtlichen Schatten kauern. Es saust im sterbenden Rohr, es winselt im welken Ried.

Am Rand des Buschwerks stehen steif und stolz fünf große Vögel. Das schwache Licht spiegelt sich auf den glatten Umrissen ihrer gereckten Körper, auf den dünnen Hälsen, auf den buschig wehenden Schmuckfedern, die wie große Büsche über ihre kurzen Schwänze hängen. Düster, wie gestocktes Blut, leuchtet das Rot auf den Scheitelplatten der beiden Alten und des einen Jungvogels vom Jahr vorher. Die beiden Kinder dieses Jahres sind noch nicht so schön.

Die drei Jungvögel sehen nach den beiden Alten hin, die mit langen Schritten auf und ab zu wandern beginnen. Erst halten sie noch den Hals in rundem Bogen; das hat weiter nichts zu bedeuten. Darum picken die Kinder erst noch einmal da und dort nach einem Samenkorn, das der Herbst aus einer Rispe gestreift hat. Dann aber nehmen die Alten die Hälse hoch, sie strecken sie steif vor und rufen kurze, klirrende Laute. Das heißt: Aufbruch! Die Jungvögel lassen sich anstecken. Schon wandern fünf Gestalten zwischen den braunen Moorlachen hin und her, und ihre Wanderschreie gellen in den Morgen hinein. Dann lüften sich zehn graue Schwingen, harte Schwungfedern peitschen Gras und Kraut, daß die welken Halme hochwirbeln, zehn lange, dürre Ständer (Beine) rennen über den Grund, springen, verlieren den Zusammenhang mit der Mutter Erde, und nun heben sich, in einen ebenmäßigen Winkel gestaffelt, die fünf Kraniche in die Luft. Der alte Hahn führt. Es wird Zeit, an Afrika zu denken, es wird Zeit, den Versammlungsplatz der grauen Sippe aufzusuchen.

Der alte Roloff ackert schon seit gestern auf dem großen Stoppelfeld, das sich in sanftem Bogen über den Landrücken erstreckt. Wenn der Mann hinter seinen Gäulen her über die Höhe stampft, wirft er einen Blick auf die ungeheure Kleebreite da hinten, hinter der Koppel. Dort stehen sie, seine Lieblinge. — Das ganze Kleefeld ist graugesprenkelt von Kranichen. Es mögen siebenhundert oder achthundert sein, die sich im Laufe der letzten Tage auf der freien Fläche gesammelt haben. Dort ist ein ständiges Hin und Her, ein Wehen mächtiger Flügel, ein klirrendes Trompeten eherner Kehlen, ein Schreiten dürrer Beine. Die Federbüsche der Altvögel wehen im Wind, die roten Kopfplatten gleißen, die klaren Augen spähen weithin. Das ist ja so recht ein Ort nach dem Herzen der Kraniche, weit, frei und darum sicher, denn kein Feind kann sich hier nahen.

Wieder rauschen Flügel dem alten Roloff über den Kopf weg. Fünf Kraniche streichen heran, dicht über das harmlose Gespann und den harmlosen Mann hin, der ihnen, die Pfeife im Mund, zufrieden zublinkt.

Die Kraniche schaukeln im Wind, sie strecken die Flügel steif weg, sie lassen die Ständer hängen. Dann fallen sie laut schmetternd zwischen den anderen ein, die sie gellend begrüßen. Kein Mensch vermag einen Kranich vom anderen zu unterscheiden, aber sie, die Vögel, können es wohl. Mitten im grauen Heer halten die Familien fest zusammen.

Da stehen sie nun, solange der Tag währt. Ab und zu löst sich eine Kette oder ein Geschwader aus dem Heer der anderen los und streicht auf ein Feld, um Gesäme zur Äsung zu suchen. Scharf spähen die Vögel zwischen die Stoppeln. Kein Samen, kein Korn entgeht ihren Augen. Und wenn sie ein Kerbtier finden, das vor Kälte verklammt ist, so nehmen sie es auch mit. Es gilt, Kräfte für den großen Flug zu sammeln.

Wenn aber der Abend kommt, gellen die tausend Kehlen des grauen Heeres ihre Schreie in die brauende Dämmerung, und es geht wie ein Sturmwind über den knappgeschorenen Klee, daß die losen Federn hochfliegen. Dann hebt sich Staffel um Staffel und Zug um Zug vom Boden, dann füllen die schrägen Bänder aus fliegenden Vögeln, die Winkel und Keile den Abendhimmel, und dann streichen sie über das flache, norddeutsche Land bis zu dem wilden Bruch mit seinem Röhricht und seinen Lachen, mit seinen Weidengestrüppen und seinen Erlenbüschen — und hier verbringen sie die Nacht.

Am Vormittag aber fallen sie wieder auf dem Klee ein, der ihnen liebgeworden ist, denn die Tage sind grau und stürmisch. Der Wind harft in den Nächten, er kommt von der nahen See herein, er bringt die Nässe der Wogenkämme mit sich und die Feuchtigkeit der triefenden Erde. Die Wolken schleppen tief, das Wasser steht und stockt in den Ackerfurchen, die Bäche gurgeln hochgeschwellt davon. Es ist nicht gut, zu reisen, so lange der Regen in schrägen Streifen und gurgelnden Böen vom eisenfarbenen Himmel fällt.

Dann aber kommt ein Tag, an dem die Wolken aufreißen. Silbergrau wehen sie auseinander, ihre Ränder glimmen weiß wie Schnee auf und der Himmel steht blaßblau dahinter, von zarten Wolkenfäden wie von Altweibersommer übersponnen.

Da geht eine große Unruhe durch das Kranichheer. Wer die Tiere zählen wollte, der müßte verzagen, denn tausend sind es gewiß, und wahrscheinlich sind es noch mehr. Da rennen sie hin und her, da klirren halbunterdrückte Rufe auf, da geht da und dort einer hoch und die anderen starren ihn aus großen Augen an. Und die Unruhe schwellt jede der harten, federgepanzerten Vogelbrüste, und jeder fühlt, daß das nun kommen wird, auf was sie alle warteten.

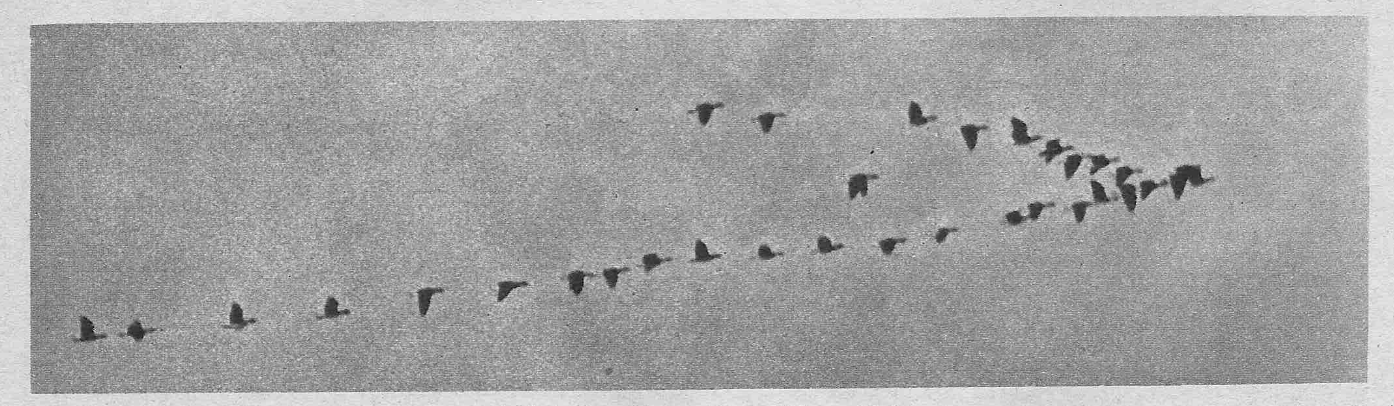
Fernab steht ein Kartoffelfeuerstreifen schräg in der Luft, blaugrau wölkt er vor dem hellen Herbsthimmel. Auf einmal fliegt ein Leuchten über das Land, die Wolkenschatten rennen davon, und die Sonne, hell, kühl und fern, wirft ihren Schein über die Äcker.

Da gellt es los über dem Klee, da laufen sie an. Das Sausen ihrer Flügel rauscht wie ein Orkan; zum letzten Male steigen die Geschwader in den Himmel, Kette an Kette, Keil an Keil, Winkel an Winkel. Sie steigen hoch, sie kreisen über der Landschaft, bis sie die Richtung Süden angepeilt und die günstigste Luftströmung angetroffen haben. Dann wenden sie allesamt die spitzen Schnäbel und die langen Hälse dem Süden zu und ziehen ab. Erst sind es noch große Vögel, die wie rudernde Kreuze im Himmel hängen, unter der lichtblauen Kuppel, dann sind es nur mehr winzige Kreuzchen, endlich Bänder, schräge, gerade, gewinkelte. Und schließlich verschwinden sie als hauchfeine Striche am fernen Horizont. — Mitten unter den anderen fliegen die fünf Kraniche. Drei von ihnen kennen den großen Wanderflug schon. Den beiden diesjährigen ist er neu; aber sie befinden sich in sicherer Hut. Obendrein tragen auch sie genau wie die anderen Vögel das Wissen in ihrer Brust, das über den Weg und die Richtung Auskunft zu geben vermag. Und wenn kein Altvogel mitflöge, die Jungen wären dennoch an diesem Tage gestartet und hätten dennoch den Weg nach Afrika gefunden.

Sie fliegen mitten im Schenkel eines Winkels, der von fast fünfzig Kranichen gebildet wird. Kein Vogel fliegt hastig, keiner hetzt der Ferne zu, denn jede Übereilung wäre Selbstmord. Nur im ruhigen Fluge, nur bedächtig lassen sich die Sümpfe Afrikas erreichen. Bei solcher Schwerarbeit ist jede Hast schädlich.

Darum wechselt auch der Spitzenflieger, der die meiste Arbeit zu leisten hat, dauernd. Bald fliegt dieser, bald jener Altvogel an die Spitze und leitet den Flug. Der abgelöste Vogel aber fällt zurück und reiht sich in den Winkel ein. Und alle Flügel schlagen stark und gleichmäßig wie Maschinen auf und ab, auf und ab. Über Felder, Dörfer und Städte weg fliegen die Kraniche — so hoch, daß die Menschen sie kaum wahrzunehmen vermögen und erst dann aufblicken, wenn die grellen Trompetenstöße aus der Höhe herabdringen.

Sie fliegen den ganzen Vormittag hindurch, und sie rasten erst am Nachmittag auf freiem Felde, wie es ihnen behagt. Es sind längst nicht mehr alle Kraniche des großen Heeres zusammen. Einzelne sind weitergeflogen, andere haben sich mehr nach Südwest oder Südost geschlagen, wieder andere sind zurückgeblieben. Immerhin sind es noch gut zweihundert Vögel, die ruhig auf dem Feld umherstelzen. Nachts finden sie eine nasse Wiese, auf der sie bleiben, und am Morgen geht es weiter.



In Keilform fliegen die Kraniche der Küste von Afrika zu

Aufnahme: Ufa

So verrinnt nun ein Tag nach dem anderen, und es vergeht eine Woche, ehe sie die deutsche Grenze überschreiten. Da türmen sich in der Ferne graue Massen auf, zackig, mit weißen Flecken gesprenkelt. Es sind die Karpaten, die sich den Kranichen entgegenstellen.

Sie überfliegen sie ganz im Osten, wo sie einigermaßen niedrig sind, und sie lassen die gefährlichen Zacken und Gipfel rechts liegen. Es geht über bewaldete Täler und verlassene Almen hin; ihre Wanderschreie wecken die Schluchten, und ihre Schwingen werfen ziehende Schatten auf ungezählte Gipfelkämme. Diese Tagereisen sind mühselig, weil die Winde sich mit den Kämmen herumbalgen und weil die Böen aus den Klüften hervorbrechen wie Raubritter. Aber auch das geht vorbei, und die ungarische Ebene tut sich weit und fruchtbar auf.

Und weiter geht es, immer weiter, über endlose Herden langhörniger Steppenrinder hinweg, über Pferdeherden und einsame Pußtagehöfte. Nach Süden, nach Süden!

Noch hat keine ernste Gefahr den Trupp von hundert Kranichen bedroht, der jetzt noch zusammenhält. Doch das ändert sich, als die Vögel aus Ungarn heraus sind und über die Eichenwälder und Ebenen Syrmiens in Nordserbien dahinstreichen. Schon einmal hat der alte Hahn das Geschwader gewarnt, als ein Mann sich hinter einem stacheligen Weißdornbusch heranschleichen wollte. Das ist nicht mehr das gute Land, wo der Kranich heilig ist. Nein, hier ist jeder große Vogel ein großer Braten, und er endet unweigerlich im Kochtopf, wenn er sich übertölpeln läßt!

Schlechtes Wetter kommt auf. Es strömt aus dem Himmel, das Land ist ein zähes Lehmmeer, die Straßen schwimmen, und weite Flächen sind mit Wasser bedeckt. Alle Sümpfe sind über ihre Ufer getreten, die Save hat sich aus ihrem Bett befreit und rollt mitten durch die Landschaft, wie es ihr eben beliebt. Und die Kraniche stehen traurig im Regen herum, denn sie möchten weiter. Immer wieder gibt es Alarm, immer wieder versucht ein Mensch sich anzupürschen.

Bis es dann endlich einmal wirklich aus einem Graben herausblitzt, der mit Schilf bestanden ist. Grell schreiend heben sich die Vögel empor; da kracht es noch einmal. Ein Kranich liegt platt am Boden und versucht vergeblich, wieder auf die Ständer zu kommen. Ein zweiter hält noch tausend Meter weit in der Kette mit, bis ihn die Kräfte verlassen und er schräg niedergehen muß. Traurig steht er im Sumpf, während die anderen Vögel in den Wolken verschwinden.

Jetzt hält es die Kraniche nicht mehr länger. Sie stoßen nach Südosten durch, sie überqueren Bosnien und nächtigen noch zweimal in den Niederungen an der adriatischen Küste. Und da das Wetter wieder besser geworden ist, entschließen sie sich, auf das Meer hinauszustreichen.

Der alte Kaiseradler, der schon seit Jahren in den Klippen der Küstenberge horstet, blockt gewaltig auf einer Klippe. Die Sonne spiegelt sich auf dem dunklen Gefieder und funkelt in seinen feurigen Sehern wieder. Er zieht den Hakenschnabel durch sein starkes Gefieder und tritt dann schwerfällig von einem Fang (Fuß) auf den anderen.

Da reckt er den Kragen, denn er hat die Kette Kraniche eräugt, die dem Meere zustrebt. Wuchtig wirft er sich von seinem Lieblingsfelsen und streicht in die Aufwinde hinein, die ihn höher tragen. Empor, immer empor geht sein Flug, bis er als Punkt unter einer segelnden weißen Wolke hängt. Dort hält er inne und steuert das Geschwader an, das fünfhundert Meter unter ihm der offenen See zustrebt.

Die Kraniche haben ihn eräugt und schwenken ab. Gleichzeitig beginnen sie aus Leibeskräften zu steigen. Wer höher kommt, wer rascher steigt und den anderen überhöht, der hat gewonnen! Aber sie schaffen es nicht — drohend streicht der breite Schatten des Adlers heran, und da oben, hundert Meter über ihnen, so nah, daß sie den gefürchteten Schnabel und die zu schweren Fäusten geballten Fänge erkennen können, setzt er zum Stoß an.

Seine Flügel legen sich an den Rumpf, der vorderlastig niederkippt und zischend wie ein schweres Geschoß herabstürzt. Ein Jungkranich ist es, der dem Räuber ins Auge sticht. Schon recken sich die Fänge aus den Federn der Unterseite, schon will der Adler zugreifen, da wirbelt der Kranich zur Seite. Wie ein Band flattert die Zugkette — zerreißt und schließt sich wieder. Der Adler aber wendet mit leeren Griffen und streicht ärgerlich seinem Rastplatz zu, um dort nach Schildkröten zu passen, die nicht so behend wie ein Kranich sind.

Und die Kraniche ziehen, ziehen, ziehen. Es geht an der Küste der Balkanhalbinsel entlang, über das Meer dahin, wo die blauen Wellen mit den weißen Kronen unermüdlich vorwärtsrollen und wo die Dampfer mit den langen Rauchschleppen dahinziehen. Auf albanischen und griechischen Ebenen wird gerastet. Warm umspült der Hauch des Südens das graue Heer.

Dann aber kommt der Tag, wo sie endgültig vom Festland Abschied nehmen müssen. Laut trompeten die letzten achtzig auf, die noch immer zusammenhalten; dann vertrauen sie sich den Strömungen des Luftmeeres über den Wassern an und streichen Afrika entgegen.

Und der Wind ist gut und das Meer ist sanft. Sie machen gute Fahrt, sie streichen durch den blauen Tag und durch die Dämmerung, und die Nacht in ihrer funkelnden Pracht hört ihre Rufe.

Mitten in der Nacht packt Unrast den führenden Kranich. Er äugt nach links und nach rechts, er möchte nieder. Aber da unten ist nur Wasser, da unten laufen nur rollende Wogen, da unten dröhnen die Brecher. Der Wind hat aufgefrischt; eine Wolkenbank steht schwarz am Horizont. Plötzlich verschweigt der Wind, das Rauschen der Wellen tönt empor, und die angstvollen Rufe der Kraniche klirren durch die drohende Finsternis.

Und da ist der Sturm! Rauschend läuft die erste Bö heran und wirbelt die Zugkette durcheinander. Wütend faucht es von Westen, es drängt die Vögel zur Seite, es drückt sie herab und reißt sie hoch. Stur und verbissen fliegen sie dahin, sie mühen sich, sie pressen sich durch die fauchenden Luftschwaden, und unter ihnen blinken die Kämme der geifernden Wellen.

Stunde um Stunde vergeht, Stunde um Stunde heult der Sturm. Längst ist das Geschwader gesprengt, längst ist dort ein Jungvogel und hier ein Altvogel niedergegangen und ertrunken, weil er sich nicht mehr halten konnte. Da quält sich der Tag hervor, bleich und übernächtig. Und sie sehen ferne einen weißen Streif Brandung, heller als die Kämme der Wogen, und sie sehen dahinter gelb, mit windgebeugten Palmen bestanden, die Küste Afrikas. — Im harten Dünengras gehen sie nieder, zwischen weidenden Kamelen, zu erschöpft, um auf die Männer in weißen Burnussen achten zu können. Vierzig Kraniche halten noch zusammen, von den fünf Stück fehlen zwei, das vorjährige Junge und ein diesjähriges. Aber das Ältere findet sich später ein, nur das Kind ist verschollen. Irgendwo spielen die Fische des Mittelmeeres mit seinen Resten.

Die anderen aber erholen sich. Über die Sandwellen der Wüste hin ziehen sie zwei Tage später, erholt und mit neuen Kräften, den Sümpfen des oberen Nils entgegen. Abends treffen sie ein. Da klingen wilde Stimmen im Sumpf, da gellen laute Trompetentöne über die Papyrusstauden, da stehen Tausende und aber Tausende von Kranichen. Mitten unter den Genossen, die im Seichtwasser einer Schlammbank umherwaten, lassen sie sich mit hellem Geschmetter nieder.

Sie sind dort angelangt, wohin es sie zog, sie sind in der Winterherberge. Und so stehen sie, bis die afrikanische Sonne glühend über dem Sumpf emporsteigt, und ihr wildes Trompeten begrüßt das Licht ihrer neuen Heimat, von der sie zum Frühjahr zurückkehren, zurück zum Norden, ihrer alten Heimat.

Schätze des Meeres

Erinnerungen an Hiddensee
von Henrich Hansen

Über die Insel Hiddensee senkt sich der Abend. Scheu und still ducken sich die kleinen Fischerhäuser in das spärliche Buschwerk. Der Leuchtturm wirft seine Strahlen hin und wieder auf das Meer hinaus — und groß und klar steht der Vollmond über den Fischerhäfen, wo um diese Zeit die Fischer ihre Boote zur Nachtfahrt klarmachen.

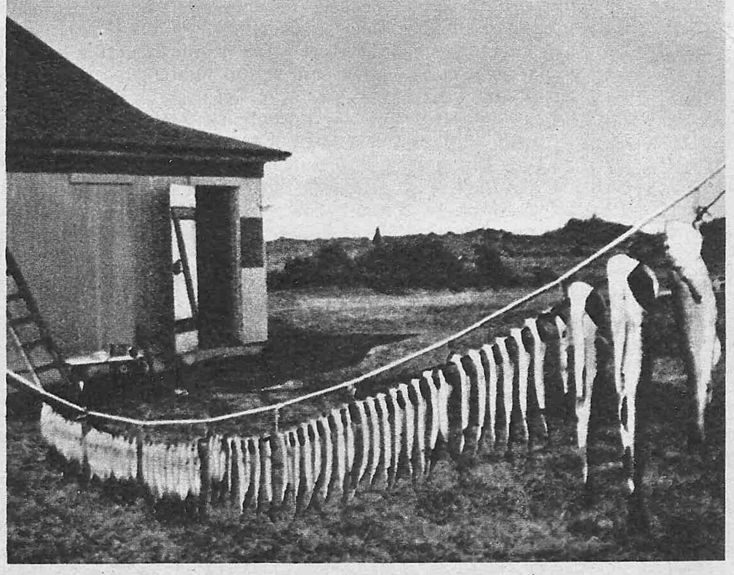
Es sind schweigsame Menschen, die Fischer, die hier auf der Insel leben. Sie kennen nur ihre grüne Insel und das weite Meer. Sie fahren nach draußen, wenn das Wasser still und glatt wie ein Spiegel steht, aber sie ziehen auch ihre Segel hoch zur Zeit, wenn von See her der Sturm zu ihnen herfliegt, der Gischt haushoch sich an dem Steindamm bricht und ihr Schifflein wie ein Spielball, so wie ihn die Sommergäste gern zur Freude in den Wellen auf und ab tanzen lassen, bald hoch und bald in die Tiefe geworfen wird.

Klaus Horn, der Fischer von Hiddensee, steht vor seinem Kutter und schaut auf das braune Segel. „Hi 41" steht auf dem Segeltuch zu lesen. Klaus ist stolz auf diesen Kutter. Es ist schwer für einen Fischer, sich ein so schönes Boot zu verdienen. Der Winter ist lang und die Ausbeute an Fischen immer geringer geworden in den letzten Jahren. Was nützt es da, daß man im Sommer sich Badegäste in seine Wohnung nimmt, eine Kuh hält und versucht, durch gelegentliche Segelfahrten mit Sommergästen sein Einkommen ein wenig zu heben. Vier Kinder wollen ernährt und gekleidet sein. Und dennoch scheint es, als ob der Segen auf dem kleinen Anwesen und dem Schiffe unseres Fischers ruht, denn von Jahr zu Jahr wird es ein wenig besser. Er nimmt mehr Heu auf seinen Dachboden und das Fischergerät und die Netze werden reichhaltiger.

Nun hat sein Schiff den ersten Motor bekommen, und wenn es langt, soll bald auch eine kleine Kombüse eingebaut werden. „80 PS hat das Ding", sagt Klaus Horn zu dem Doktor, der alljährlich um die Sommerzeit hier angefahren kommt, und nun zu dem Fischer getreten ist. „Früher war das anders", fuhr der Fischer fort, „da fuhren wir alle ohne Motor nach draußen, es war besser für die Fischerei."



Friedlich liegt das Fischerdorf auf Hiddensee in der Herbstsonne



Hier ist der Fang einer arbeitsreichen Nacht zum Trocknen aufgehangen

„Nun", sagte der Doktor, „was haben sie denn jetzt vor?"

„Heute abend um 8 Uhr fahren Nachbar Wolter und ich nach draußen. Wir machen es immer so. Zwei Boote müssen es schon sein, denn das Garn ist schwer."

„Garn?" fragte der Badegast.

„Ja, wir nennen es Garn. Sie verstehen es wohl besser, wenn ich Grundschleppnetz sage. Es ist keine leichte Arbeit, sie können mir es glauben."

„Ich denke doch", sagte der Doktor, „sie schleppen einfach das große Netz hinter ihrem Schiffe her."

Der Fischer lacht ein wenig, zündet sich umständlich seine Pfeife an und fährt dann fort: „Ja, so denkt ihr Herren aus der Stadt euch das! Ihr glaubt, man bindet einfach das Netz an sein Boot, im Nu ist es voll Fische; das Netz wird an Bord geholt, die Heimfahrt angetreten, und der Verkauf kann beginnen. So einfach ist das alles nicht, Herr Doktor! Wer den Segen des Meeres ernten will, muß ihn mit viel Arbeit und Mühe bergen, darin sind sich der Fischer und der Bauer gleich. — Wir segeln nach draußen, das Netz wird an beiden Booten befestigt, ein Boot schlägt dann einen großen Bogen, bis das Netz wie ein großes Gitter im Wasser steht. Dann winden wir es mit der Winde zusammen, und nun kommt die große Arbeit. Diese Stiefel da", Klaus Horn zeigt auf ein Paar gewaltige Stiefel, die an der Reling seines Kutters liegen, „die werden angezogen. Sie reichen bis unter die Achsel, und dann heißt es: hinein ins Wasser!"

„Sagen Sie mal", forschte der Doktor, „und wenn das Wasser nun sehr kalt ist?"

„Ja, da hilft eben kein Zaudern. Was sein muß, muß sein! Also, wir steigen ins Wasser und schleppen die Netze an die Boote heran. Es ist nicht leicht, das Netz dann über Bord zu bringen; aber wenn es sich lohnt, dann sind wir ja zufrieden."

„Ja, wie tief ist das Wasser denn eigentlich?"

„Sie können sich ja denken, dort, wo wir arbeiten, ist das Wasser höchstens zwei Meter tief, und wo wir ins Wasser gehen, so ungefähr ein Meter und fünfzig Zentimeter."

Der Badegast sieht dem Fischer fest in die Augen: „Ein schwerer Beruf, Herr Horn, nicht wahr? Würde es sich nicht besser lohnen, irgendeine andere Tätigkeit auszuüben?"

Der Fischer schüttelt den Kopf. „Wissen Sie, wir sind hier auf unserer Insel so etwa dasselbe wie die Bauern auf dem Festlande, die jetzt ihre Erbhöfe wieder haben. Von Generation zu Generation vererbt sich das Häuschen, das Fischereigerät und die Fischereigerechtsame. Da kann man es sich nicht denken, daß man einmal nicht mehr hier arbeiten soll. Wir haben im Dorf 55 Fischer, haben unsere festgelegten Fischereiplätze, unseren gemeinschaftlichen Schuppen, in dem wir den Fang aller Boote unterbringen und gemeinsam verkaufen lassen. Hier bei uns können Sie einmal eine wahre Gemeinschaftsarbeit kennenlernen. Gemeinsam die Arbeit, gemeinsam der Ertrag! Alle haben wir gleiches Recht an dem Boden dieser Insel, der uns das Heu für unsere Kühe liefert."

Ein paar andere Fischer treten hinzu, und das Gespräch kommt nun auf die Beute.

„Was fangen Sie denn jetzt in dieser Sommerzeit?" fragte der Doktor noch einmal.

„Aale, Flundern, Hechte und Barsche."

„Und wo bleibt die tägliche Beute?"

„Sie geht in der Regel an die Fischverwertungsgenossenschaft nach Stralsund. Wir haben dort unseren eigenen Geschäftsführer sitzen, der die Fische weiter an die Industrie oder an die Fischverkäufer verteilt, und wenn Sie mal eine kleine Probe hier von unserer Ware haben wollen?" Der eine junge Fischer lacht

Aufnahmen: Heinrich Hansen



Mit vollen Segeln geht es bei Einbruch der Dunkelheit hinaus

dabei und zeigt auf ein sauberes, größeres Fischerhaus, auf dem ein kleiner Schornstein steht. „So kommen Sie nur in meine Räucherei. Ich verkaufe den Gästen dort gerne frische Hiddenseer Ware!“

„Wird gemacht!“, sagt der Badegast. „Aber eins wollte ich noch fragen: Sie sagten doch, Herr Horn, Sie wollten gegen 8 Uhr heute abend ausfahren! Wie lange bleiben Sie denn draußen, bevor Sie mit Ihrem Fang wieder hier sein können?“

„Das ist ganz verschieden, mein Jung“, antwortete Horn. „Gewöhnlich kommen wir so gegen 5 Uhr morgens zurück. Da schlaft ihr Badegäste noch alle — und wundert euch wohl später ein wenig, wenn ihr einmal in eine Fischerhütte hineinschaut und dort am hellichten Tage einen Fischer schlafen seht. Doch jetzt wollen wir gehen und uns noch ein wenig aufs Ohr legen, bevor es nach draußen geht!“

Ein junger Fischer tritt hinzu, fragt einiges und geht dann mit dem Fremden ein Stück am Strand entlang, um von den Sorgen der Fischer zu erzählen. „Wir einheimischen Fischer hier fangen den Hering in den flachen Gewässern so in der Zeit vom März bis Juni nicht mit dem Schleppnetz, sondern mit den Heringsreusen. Das sind Stellnetze, die nicht geschleppt, sondern gespannt werden. Sie bleiben längere Zeit stehen und werden dann in der Regel gegen 3 Uhr nachts ausgehoben. Auch das ist Gemeinschaftsarbeit, wie auch die Ausbeute gemeinschaftlich verwertet und verrechnet wird.“

„Und“, meinte der Badegast, „fangen Sie denn nur Heringe in Ihren Heringsreusen?“

„Nein, selbstverständlich sind auch noch andere Fische, wie Dorsche, Flundern und Steinbutts, dabei. Wenn die Preise einigermaßen günstig sind, ist der Fang lohnend; es hat aber früher Zeiten gegeben, wo wir drei bis vier Pfennig pro Pfund für unsere Ware erhielten. Sie können sich denken, daß dabei der ganze Stand verelenden muß. Hinzu kommt, daß in der letzten Zeit eine Fischerei betrieben wird, die für das ganze Gewerbe gefährliche Folgen haben kann. Es ist dies die Fischerei mit den Heringszeesen. Zwei Boote mit starken Motoren fahren weiter nach draußen, wo eine Wassertiefe bis zu 30 Metern ist. Mit dem Schleppnetz werden die Wassertiefen dann radikal ausgefischt. Nicht allein die Laichplätze werden dabei zerstört, sondern auch noch viel junge Brut geht kaputt. Mit den Flundern ist es schon so gekommen. Durch die Motorfischerei ist dem Flundernfang schon großer Schaden erwachsen. Wir einheimischen Fischer betreiben nur die Heringsreusenfischerei.“

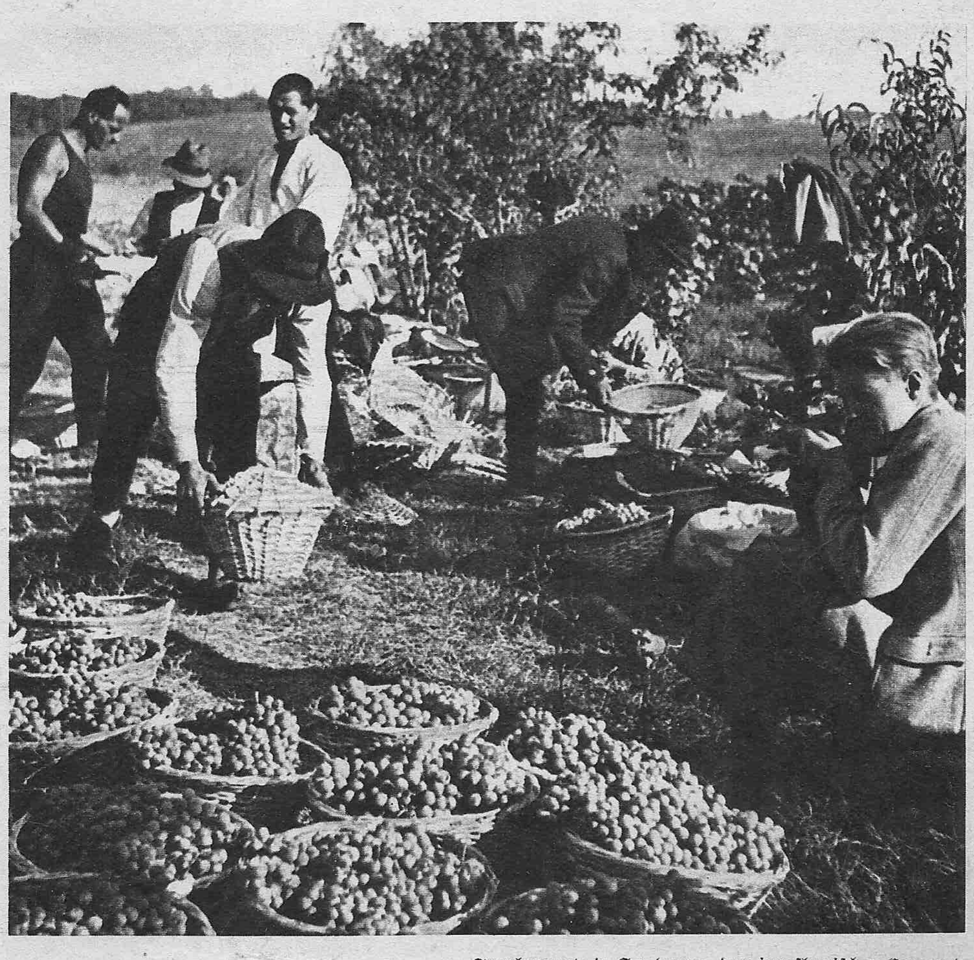
Die beiden waren eine Strecke am Uferrand entlanggegangen. Eben zogen vor dem Wind die Fischerboote nach draußen. Immer mehr kam nun die Nacht herauf. Der Leuchtturm warf seine Strahlen auf das Meer und grüßte die Söhne dieser Insel, die da draußen ihre Arbeit aufgenommen hatten, um den Segen des Meeres zu bergen.



Die Netze werden frisch geteert.
Eine schwere Arbeit, bei der es außerdem schwarze Teerhände gibt

Deutscher Wein in fremden Ländern

Wo der Deutsche auch hinkommt, da nimmt er die Heimat mit, da schafft er sich eine Umwelt, wie sie seinem Wesen und seinem Denken entspricht. Nicht nur das deutsche Haus baut er auf, sondern am Hause rankt auch der deutsche Wein. Die Deutschen, die nach Ostungarn wanderten, haben dort große Weinberge angelegt, und es ist nicht ungarischer, sondern deutscher Wein, den sie dort pflanzen. Und kommen wir weiter nach Jugoslawien oder gar nach Rumänien, überall finden wir große Weinberge, und immer wieder sind es Deutsche, die hier neben heimischen Weinen den deutschen Wein ziehen. Berühmt ist in Jugoslawien die Traubenernte von Smederevo.



Traubenernte in Smederevo, dem jugoslawischen Grenzort. Bei Smederevo marschierten im Herbst 1915 deutsche Truppen über die Donau. Der Boden um den Ort ist darum wirklich mit deutschem Blut durchtränkt. Aus diesem Boden aber wächst deutsches Rebenblut.

Aufn.: Dr. Küppers



Ein Weinbauer aus der Batschka bindet mit dünnen Gummischnüren die jungen Reben an

Ein Dorf im Bakonyer Wald mit weinbewachsenen Winzerhäuschen

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: G 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.